Pam-bioo.

Lett, A.

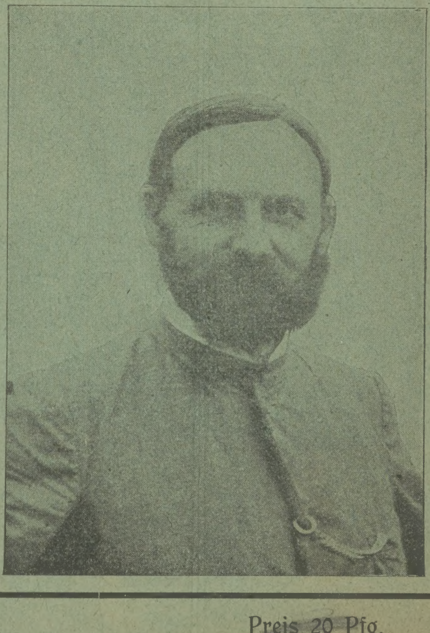
846

Rheinische Missions-Schriften Nr. 138.

Missionar August Lett,

ein Blutzeuge des Evangeliums.

Von Herm. Sundermann.



Barmen,
Verlag
des
Missionshauses
1910.

Preis 20 Pfg.

Im Verlage des Missionshauses sind erschienen:

a. Rheinische Missionsschriften:

Nr.		Pf.
1.	John Colleridge Patteson	15
3.	Die Mission ein Geduldswerk	10
4.	Erinnerungen an Borneo	30
8.	Lebensgeschichte einer alten Dajakkin	10
12.	Bilder aus China. I.	20
13.	Bilder aus China. II.	20
32.	Kornelius Ikat	10
36.	Munson und Lyman	10
43.	Dritter Besuch auf Sumatra	15
44.	Drei Christenfrauen auf Nias	10
46.	Drei Jahre auf Süd-Nias	20
50.	Wie der kindliche Glaube siegte	10
51.	Die Macht der Gnade	10
59.	Gerd Dausab	10
60.	Die Sonntagsschule in der Heidenwelt	10
61.	Aus dem Leben des Missionars R. Krone	20
67.	Christ und Heide	10
68.	Erinnerungen an Pulo Tello	15
69.	Der Battak, wie er leibt u. lebt	20
70.	Zwei Christenfrauen auf Borneo	10
70—73.	Erinnerungen aus dem Hererolande I, II, III à	20
74.	Lebens- und Leidensgeschichte zweier Missionarsfrauen	20
75.	Die Arbeitsgebiete der Rheinischen Mission	10
76—79.	Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden I, II, III, IV à	25
	Kunze: Im Dienste des Kreuzes, geb.	250
80.	Briefe eingeboren. Christen	10
81.	Franz Heinr. Kleinschmidt	25
82.	Der Sklaverei entronnen	20
83.	Unter den Zwartboois	15
87.	Sumatra, Mekka, d. Türken	10
88.	Unter Kannibalen u. Christen auf Samosir (Sumatra)	20
89.	Neue Sammlung v. Lebensbildern	15
93.	Unter den Dajakken auf Beto	25
94.	Erstlinge von den Arbeitsgebieten	10
97.	Wie ein Sombaon zu Ehren kam	20
98.	Dem Herrn geweiht	10
99.	Leiden und Freuden auf einer Missionsstation	15
100.	Allerlei Bilder	15
101.	Ovambo-Mission	25
102—105.	Lett. Im Dienste des Evangeliums à	15
	do. fein geb. à	175
106.	Fetero	20
107.	Die christliche Heilsbotschaft und der Islam	10
108.	Elia Kandirikiria	10
109.	Siebenmal nach dem Tobasee	25
110.	Deren die Welt nicht wert war	10
111.	Die Wirren in China in neuer Beleuchtung	10
112.	Safira und Sira'isa	10
113.	China und die Chinesen	10
114.	Das Reich der Mitte	10
115.	Der Niasser im Leben und Sterben	20
116.	Petrus Silitongo	10
117.	Ein Häuptling von Nias	10
118.	Christian Nihin	10
119.	Johann Huta Pea	15
120 u. 121.	Vater Zimmer. Leben und Wirken à	20
122.	Johannes Pasaribu	15
123.	Die Rhein. Miss. in Kaiser Wilhelms-Land	20
124.	Aus den Anfangstagen der Ovambo-Mission	15
125.	Sundermann, die Insel Nias	10
126.	Chinesische Christen	10
127.	Niassische Häuptl. (1. Reihe)	10
128.	Tju Eng	10
129.	Die Bergdamra	20
130.	Die Rheinische Mission im Hereroland	50
131.	Julius Sandan	15
132.	Niassische Häuptl. (2. Reihe)	10
134.	Aus Gottes Schatzkammer	20
137.	Laban	25

Missionar August Lett,

ein Blutzeuge des Evangeliums.

Von **Herm. Sundermann**, rheinischer Missionar.

Barmen,
Verlag des Missionshauses.
1910.

Vorbemerkung.

Am 24. August d. Js. lief im Missionshause zu Barmen ein kurzes Telegramm von Padang auf Sumatra ein: „Missionar Lett ermordet“. Drei kurze Worte, aber welch schwerer Inhalt! Man kann sich denken, welche Gefühle diese kurze Nachricht bei den Bewohnern des Missionshauses und namentlich dem Vorstande der Missionsgesellschaft weckte. So war dieser tatkräftige und eifrige Streiter, ein Pionier in der Missionsarbeit, der seinesgleichen suchte, dort auf der einsamen Mentawei-Insel an der Westküste Sumatras gefallen durch Mörderhand, und sein Leben und seine Arbeit hatten einen gewaltsamen Abschluß erfahren! Das war alles, was man zunächst wußte; die Einzelheiten, wie sie weiter unten mitgeteilt sind, wurden erst später bekannt.

Missionar Lett ist in den 19 Jahren, die er im Missionsdienste stand, auf drei verschiedenen Gebieten: Nias, Sumatra und Mentawei mit großer Treue und seltenem Eifer tätig gewesen. War auch die Weise seines Wirkens oft eigenartig, sodaß sie nicht von allen verstanden wurde, so war es doch immer der eine Gedanke, das Königreich Jesu zu bauen und Menschenseelen zu retten, der ihn beseelte. In diesem Dienste hat er seine Kräfte verzehrt, schreckte er vor keinen Schwierigkeiten und Gefahren zurück. Nun hat er in diesem Dienste seinen Tod gefunden, ist gefallen als ein rechter Streiter auf dem Felde der Ehren. Die Rheinische Mission hat viel an diesem seltenen Manne verloren, ebenso seine trauernde Witwe und seine 5 unmündigen Kinder. Es ist wohl der Mühe wert, über das Leben und Wirken dieses Mannes etwas Näheres zu erfahren, und ich denke, die Missionsfreunde werden deshalb der Missionsleitung für die Herausgabe dieser Blätter dankbar sein.

1. Letts Jugend und Vorbereitung zum Missionsdienst.

Letts Wiege stand in dem altberühmten Straßburg. Schon früh mußte er den Schmerz und Ernst des Lebens kennen lernen. Er wurde im Jahre 1861 am 4. September geboren. Kaum 10 Jahre alt, verlor er auch die Mutter während der Belagerung Straßburgs im Jahre 1870, und er kam nun mit seiner 5jährigen Schwester in das städtische Waisenhaus unter die Aufsicht katholischer Schwestern. Er nennt diese Zeit eine „religiöse Einöde". Ein wenig Ersatz gab ihm die Sonntagsschule. Er erhielt dort auch ein Neues Testament, in dem er oft las; dieses wurde ihm aber bald durch die katholischen Schwestern der anderen katholischen Kinder wegen wieder abgenommen. In der Sonntagsschule erhielt er auch die erste Anregung für die Mission; mit mitleidsvollem Herzen hörte er von den armen Heiden, die keinen Gott und Heiland kennen. Im Jahre 1871 kam der 10jährige Knabe zu Pflegeeltern nach Dungenheim, während seine kleine Schwester schon vorher an einem andern Orte ebenfalls in einer Familie untergebracht worden war. Zehn Jahre hörten die Geschwister von da an nichts wieder von einander. Bei den Pflegeeltern hatte Lett manches Schwere und manche Entbehrungen durchzumachen. Das erhielt in ihm die Ermahnung lebendig, die ihm sein Sonntagsschullehrer mitgegeben hatte, das Beten nicht zu vergessen. Nachdem er 1876 konfirmiert war, arbeitete er ein Jahr auf einem Bauernhofe; dann entschloß er sich, das Bäckerhandwerk zu lernen. Niemand scheint sich um den verwaisten Knaben viel gekümmert zu haben. Er machte sich allein auf den Weg nach Straßburg, um sich dort einen Lehrmeister zu suchen. Schon war er bei mehr als 20 Meistern gewesen; vergebens, niemand wollte ihn aufnehmen.

Wir können verstehen, wie es ihm da ums Herz wurde. Sein Weg führte über einen Kirchhof. Dort kniete er hinter einem Grabkreuz nieder. Der von allen verlassene Waisenknabe suchte in inbrünstigem Gebet Hilfe und Trost bei dem, der der Waisen Vater ist. Darauf stand er auf, und — wunderbar — der nächste Meister, bei dem er anklopfte, nahm ihn in die Lehre. Diese augenscheinliche Gebetserhörung hat auf Lett einen tiefen Eindruck gemacht, und die Erinnerung daran hat ihn durch die versuchungsreichen Jünglingsjahre hindurch begleitet und ihn vor manchem bewahrt, ja sie ist sein ganzes Leben hindurch in ihm lebendig geblieben, und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott ist daraus in ihm erwachsen. Nach vollendeter Lehrzeit arbeitete er in der Schweiz und in Frankreich. Im Jahre 1881 kam er wieder ins Oberelsaß und fand dort seine totgeglaubte Schwester wieder. Er nahm dann Arbeit bei einer jüdischen Witwe. Dieser Aufenthalt war insofern auch für seine innere Entwicklung von Wert, als er dort recht die Armut solcher Menschen kennen lernte, die nichts von einem Heiland wissen, sondern meinen, durch eigene Frömmigkeit selig werden zu können. Er selbst wurde dadurch nur umsomehr zum Forschen in der Bibel und zur Hingabe an seinen Heiland angetrieben. In dem Hause der jüdischen Witwe blieb Lett, bis er zum Militär ausgehoben wurde. Doch wollte der Herr ihn erst noch reicher ausrüsten, ehe er in das versuchungsreiche Militärleben eintreten sollte. Er wurde krank und mußte infolgedessen seine Stelle aufgeben. Nach erlangter Genesung nahm er noch für kurze Zeit Arbeit an einem andern Platze. Dort wurde er mit dem Jünglingsverein bekannt und trat in diesen ein. Zum ersten Mal in seinem Leben kam er in eine Gemeinschaft Gleichgesinnter; wie wohl tat ihm das! Das gab ihm auch reiche Förderung für sein inneres Leben. In dieser Zeit erwachte auch der Trieb zur Mission in besonderer Weise wieder in ihm. Durch das Lesen von John Williams Leben reifte in ihm der Entschluß, Missionar zu werden, wenn anders der Herr ihm den Weg dazu ebne. Doch zunächst galt es, nun in den Dienst des irdischen Königs einzutreten. Er sollte erst eine „Segensschule beim Militär durchmachen", wie er sagt. Am 8. November 1892 mußte er beim 78. Infanterie-Regiment in Osnabrück eintreten. Da Lett von Anfang an aus seinem Glauben kein Hehl machte

und sich offen zu seinem Gott und Heiland bekannte, hatte er zunächst manches zu leiden. Dabei durfte er Blicke in die Tiefen der Sünden und des menschlichen Verderbens tun wie nie zuvor. Dies alles aber machte ihn seines Glaubens nur um so gewisser und dankbarer und weckte das Mitleid mit seinen Kameraden in ihm. Das gewann ihm die Liebe seines Divisionspfarrers, Dr. Martin, und von ihm unterstützt, konnte er eine Bibelstunde für Soldaten einrichten, die von 10—12 seiner Kameraden besucht wurde.

Nach beendeter Dienstzeit führte er seinen Vorsatz aus und meldete sich in Barmen zum Missionsdienst. Im Herbst des Jahres 1885 erfolgte seine Aufnahme in das Missionshaus. Fünf Jahre hat er dort mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit gearbeitet und gelernt, und nach wohlbestandener Ordinationsprüfung wurde er am 6. August 1890 ordiniert. Er wurde für die damals im Aufblühen begriffene Arbeit auf Nias bestimmt. Am 8. Oktober reiste er mit noch einigen anderen für Niederländisch-Indien bestimmten Missionsgeschwistern nach dorthin ab.

Am Schlusse des kurzen Lebenslaufes, den er vor seinem Scheiden aus dem Missionshause niederschrieb und aus dem das über seine Jugendzeit Mitgeteilte genommen ist, gibt Lett den Gefühlen des Dankes und der Freude Ausdruck für die Führungen des Herrn, aber auch seinem Bangen im Blick auf seine Schwachheit und die großen Aufgaben, die vor ihm lagen. Er fügt hinzu, er wolle hinausziehen, getröstet durch das Wort des Herrn an Josua, Kap. 1. 9: „Siehe ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr, dein Gott, ist bei dir in allem, das du tun wirst", und er schließt mit dem Gebet: „Herr, laß mich Dir treu sein und richte meinen Blick stets mehr nach oben! Dann wird auch mein geringer Dienst dazu dienen, daß Dein Reich ausgebreitet werde". —

2. Auf Nias.

Nachdem die lange Seereise überstanden war und Lett noch einen kurzen Besuch auf Sumatra gemacht hatte, landete er am 31. Januar 1891 glücklich auf der Insel Nias, im

Hafenplatz Gunung Sitoli. Weil damals gerade die beiden Missionare Kramer und Sundermann zur Erholung in der Heimat weilten, so traf er auf Nias nur die drei Brüder Thomas, Fehr und Lagemann. Fehr holte ihn vom Schiffe ab. Mit den Worten: „In Jesu Namen" betrat er den Strand der Insel, die ihm nun eine neue Heimat werden sollte, und auf der er sein Leben und seine Kraft in den Dienst des Heilandes stellen wollte.

Wie jeder Europäer, der zum ersten Male die Tropen sieht, kam er sich vor wie in eine andere Welt versetzt. Die Natur, die Häuser, die Menschen, alles war anders. Halb wie im Traume ließ er sich durch den Ort Gunung Sitoli in das Missionshaus führen, wo er freundliche Aufnahme fand. Allerlei neue Eindrücke stürmten in den ersten Tagen auf ihn ein; doch bei seinem scharfen Verstande, der ihm eigenen Lebhaftigkeit des Geistes und seiner Energie wußte er sich schnell in allem zurecht zu finden. Einen besonderen Eindruck machte am ersten Sonntage der niassische Gottesdienst auf ihn. Missionar Thomas, der die Station damals in Abwesenheit des Missionars Kramer verwaltete, weilte auf seiner eigenen in der Anlage begriffenen Station Humene. So hielt der eingeborene Gehilfe Jonata den Gottesdienst. Lett verstand nichts von dem, was er sagte, nur hie und da den Namen Jesu; aber doch bewegte es ihn sehr, zum ersten Male eine niassische Christengemeinde unter dem Gehör des Wortes Gottes zu sehen, und er wünschte nichts sehnlicher, als der Sprache Herr zu sein, um den Leuten auch seinerseits ein Wort sagen zu können. Doch zunächst galt es in Geduld die Sprache lernen. Zu diesem Zwecke zog er sobald wie möglich nach der eine gute Stunde entfernten Station Dahana zu Missionar Lagemann. Bei seiner außergewöhnlichen Begabung dafür wurde ihm das Erlernen der Sprache nicht schwer. Lange ruhig auf Dahana zu sitzen und sich ausschließlich mit dem Sprachstudium zu beschäftigen, war aber nicht seine Sache. Schon nach 5 Wochen finden wir Lett mit auf der Reise zur Erforschung neuer Gebiete, um diese für die Verkündigung des Evangeliums erschließen zu helfen.

Weil der volkreiche Süden der Insel damals dem Evangelium noch verschlossen war, hatte der junge Missionar von Barmen die Weisung mitbekommen: „Sorgen Sie, daß

Missionar Lagemann und Lett auf der Reise.

Sie nach dem Westen kommen". Dorthin stand denn auch von Anfang an sein Sinn, und daher war er schon nach 5 Wochen in Begleitung des Missionar Lagemann auf einer Untersuchungsreise nach dem Westen. Die Reise mußte zu Fuß zurückgelegt werden und bot unendliche Schwierigkeiten. Einen eigentlichen Weg gab es nicht, sondern nur stellenweise enge, halbverwachsene Pfade, die von den Eingeborenen zu tiefen Rinnen ausgetreten waren. Oft mußten sich die Reisenden erst einen Weg durchs Dickicht bahnen; dazu kam das bergige Gelände und die den Weg versperrenden Flüsse und Bäche, die bei Regenfällen zu wilden Strömen anwachsen und durchwatet werden müssen. Wehmütige Gefühle erweckten die vielen zerfallenen und verlassenen Dörfer und Häuser, an denen man vorbei kam. Früher schien die Gegend mehr bewohnt gewesen zu sein; doch durch Raubzüge und Kopfjägerei der Häuptlinge des Südens war die Bevölkerung teils in Not und Elend untergegangen, teils geflohen, um anderswo eine Zuflucht zu suchen. Hier kam das Evangelium augenscheinlich vielfach schon zu spät. Mit tiefem Schmerze sah das Lett, und um so fester wurde sein Vorsatz, mit Gottes Hilfe das Evangelium nach dem Westen zu bringen.

Am zweiten Tage kamen die Reisenden bis Tugala am Ojoflusse (jetzt Missionsstation). Sie wurden einigermaßen freundlich von dem Häuptling empfangen. Doch konnten sie nicht viel erreichen und wandten sich darum südlich, durchzogen das stärker bevölkerte Morootal und kamen bis nach dem Dorfe Tugala im Gebiete des Lahomiflusses. Dort hatten sie Gelegenheit, eine Fehde, die zwischen 2 Dörfern ausgebrochen war, beizulegen und gewannen dadurch das Vertrauen der Leute. Hier traf Lett auch zum ersten Male mit Ama Gahonoa (später Fetero genannt) zusammen, der für die ganze Missionsarbeit auf der Westküste von Nias eine so große Bedeutung erlangen sollte. Die dortige Gegend schien am geeignetsten für die etwaige Anlage einer ersten Station. Nachdem Lagemann und Lett sich noch etwas weiter in der Gegend umgesehen und noch einige andere Dörfer besucht hatten, traten sie den mühsamen Rückweg nach Dahana an mit dem Vorsatz, die gewonnene Verbindung mit dem Westen weiter zu pflegen, und besonders Lett hatte den heißen Wunsch, bald dort mit der Verkündigung des Evangeliums beginnen zu können. —

Auf der Reise hatte Lett besonders schmerzlich empfunden, daß er noch nicht mit den Leuten sprechen konnte; deshalb setzte er nun mit verdoppeltem Eifer seine Sprachstudien fort.

Da es bei der großen Hitze und den unglaublichen Schwierigkeiten der Wege untunlich erschien, die Reise nach dem Westen öfter zu Fuß zu machen, so beschäftigte sich Lett viel mit dem Gedanken, ob es nicht möglich sein sollte, einen für Pferde passierbaren Weg durch die Insel herzustellen. Die Anlage eines wirklichen Weges würde natürlich viel zu schwierig und kostspielig gewesen sein, umsomehr, da die Regierung damals noch nicht zu bewegen war, hilfreiche Hand dabei zu bieten. Lett hoffte aber mit Hilfe von wegkundigen Leuten durch Aufsuchen der günstigsten Stellen, Ausgraben der Flußufer und Offenschlagen des schlimmsten Dickichts zum Ziele zu kommen. So machte er sich denn mit Hilfe mehrerer Arbeiter ans Werk, und unter unsäglichen Mühen, bei denen er des öfteren in Lebensgefahr war, schritt die Bahnung des Weges langsam vorwärts. Als die zuletzt ausgesandten Arbeiter mit der Meldung zurückkamen, daß nach ihrer Meinung der Weg bis Tugala am Lahomi jetzt für Pferde gangbar sei, rüstete Lett zu einer zweiten Reise nach dort.

Am 28. Juli 1891 trat er diese erste Reise zu Pferde durch die Insel in Begleitung des Missionar Fehr von Ombolata aus an. Nach einer mühevollen Reise, auf der sie die Pferde oft fast gleitend die steilen Abhänge hinabführen mußten, kamen sie wohlbehalten nach Tugala und nach einigen Tagen auch wieder nach Ombolata zurück. War die Reise auch schwierig gewesen und nicht ohne Lebensgefahr beendet worden, so freute sich doch ganz besonders Missionar Lett, daß er seinen Plan hatte ausführen können, und ohne Zweifel bedeutete diese Reise einen bedeutenden Schritt weiter auf dem Wege, die Westküste von Nias für die Verkündigung des Evangeliums zu erschließen. In Tugala selbst waren die alten Beziehungen wieder neu aufgenommen worden. Das Vertrauen der Leute war gestärkt worden durch allerlei Hilfe, die sie den Kranken zu teil werden lassen konnten; sie hatten sich auch willig gezeigt, einen Missionar bei sich aufzunehmen. So war denn die Anlage einer Missionsstation durch Lett in der Lahomigegend beschlossene Sache; nur war der Platz dafür noch nicht endgültig festgestellt.

Wohl sah und kannte Lett die schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, die sich dem Beginn der Arbeit, der Anlage einer Station, dem Bau eines Hauses in dieser so schwer zu erreichenden Gegend und unter diesen wilden Naturmenschen entgegenstellten. Er verzagte aber keinen Augenblick. Seine natürliche Energie und Tatkraft, die vor keinem Hindernis zurückschreckte, verbunden mit dem Vertrauen auf die göttliche Hilfe und dem brennenden Verlangen, den armen, äußerlich und innerlich geknechteten Menschen Hilfe zu bringen, machten ihn getrost und zuversichtlich im Blick auf die schwere Aufgabe.

Bevor aber Lett die geplante Arbeit wirklich in Angriff nehmen konnte, bot sich ihm eine Gelegenheit, den volkreichen Süden der Insel, den seit dem Rückzug der Missionare Thomas und Lagemann im Jahre 1886 kein Missionar mehr besucht hatte, kennen zu lernen. Der auf Gunung Sitoli stationierte holländische Beamte, Kontrolleur Palmer van der Broek, machte auf Anordnung des Gouverneurs dorthin eine Reise mit einem Dampfschiff, und Lett benutzte gern das Anerbieten, ihn dorthin zu begleiten. Da das Schiff um die Insel herum fahren wollte, so hatte er dabei den Plan, sich auf der Westküste ans Land setzen zu lassen, um einen Stationsplatz zu suchen und die ersten Vorbereitungen zu seiner Niederlassung zu treffen. Zu diesem Zwecke bestellte er für die Zeit, wo er im Westen zu landen gedachte, einige Leute mit Lebensmittel und den sonst nötigen Sachen auf dem Landwege nach Tugala.

Am 14. Januar 1892 fuhr das Schiff von Gunung Sitoli ab. Es wurde zunächst in der Telok-Dalam Bai geankert, und Lett hatte Gelegenheit, in Begleitung des Beamten die hauptsächlichsten Dörfer in Südnias zu besuchen.*)

Das Elend des Heidentums, das ihm dort bei den Besuchen in den Dörfern überall, besonders bei Sklaven, Kriegsgefangenen und Kranken vor Augen trat, trieb ihn damals immer wieder zu dem Gebet, daß der Herr doch bald die

---

* Die Beschreibung dieser Reise sowie alle näheren Einzelheiten über die Wirksamkeit Letts auf Nias finden wir in den Erinnerungen Letts, die unter dem Titel „Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias" im Verlag des Barmer Missionshauses herausgegeben sind.

Möglichkeit schaffen wolle, auch diesen Leuten, unter denen es augenscheinlich nicht an empfänglichen Seelen fehlte, das Evangelium bringen zu können. Er hat die Erhörung seiner Gebete noch erlebt. Seine Schilderungen von Südnias mit den beigefügten, an Ort und Stelle aufgenommenen Bildern haben viel dazu beigetragen, das Bestreben, den Süden zu erreichen, sowohl bei der Missionsleitung als auch bei den Missionaren auf Nias wach zu halten, bis endlich in diesem Jahre (1909) das Ziel erreicht und die ersten Stationen im Süden angelegt worden sind.

Auf der Rückreise konnte Lett auch noch einen kurzen Besuch auf den damals noch unbesetzten Nakoinseln machen. Anfangs Februar ließ er sich dann im Westen an den Strand setzen. Der Beamte begleitete ihn bis nach Tugala, ließ ihm auch vom Schiffe noch einigen Mundvorrat nach dort schaffen, dann verabschiedete er sich und kehrte auf das Schiff zurück. Dieses lichtete den Anker und dampfte weiter. So blieb Lett ganz allein in dem unwirtlichen Lande unter den wilden Menschen zurück. Leider waren die Leute, die er, wie oben erwähnt, von der Ostküste herbestellt hatte, eine Woche zu früh gekommen und, weil sie ihn nicht trafen, wieder zurückgekehrt. So fehlte es ihm auch bald, nachdem das Wenige was er vom Schiff bekommen hatte, verzehrt war, an den nötigen Lebensmitteln. Doch hielt er drei Wochen aus. Zunächst war er bestrebt, einen günstigen Platz für die zu errichtende Station zu finden. Nach vielem Suchen in dem bergichten und bewaldeten Gelände wählte er endlich einen Hügel, der zwischen den Dörfern Tugala und Fadoro gelegen ist. Er ging auch gleich daran, mit Hilfe der Leute den Platz zu reinigen und das Holz ringsum fällen zu lassen. Da es ihm aber an der nötigen Kleidung und Nahrung gebrach, so gestaltete sich seine Lage immer schwieriger. Allerdings waren die Leute von Tugala freundlich zu ihm. Namentlich der oben erwähnte Ama Gahonoa schloß sich immer enger an ihn an und war ihm behilflich, wo er nur konnte, ja er schloß sogar einen „Grabesbund" mit ihm: „Tua, wenn Du zuerst stirbst, wollen wir Dich begraben; und wenn ich zuerst sterbe, sollst Du mich begraben." Dessenungeachtet mußte Lett ernstlich an seine Rückkehr nach der Westküste denken. Er fürchtete sich vor dem traurigen Wege,

der große Anforderungen an seine körperlichen Kräfte stellen würde. Da, als er eines Tages auf dem Stationsplatz beschäftigt war, sah er plötzlich zwei Reiter das Tal hinaufkommen, die ihm von weiten schon mit ihren Hüten zu winkten. Es waren die beiden Missionare Kramer und Reitze, mit denen er ein Zusammentreffen hier bei der Abreise verabredet hatte. Groß war die Freude des Wiedersehens. Der gewählte Stationsplatz wurde besichtigt und geeignet gefunden, die in Aussicht genommene Stationsanlage nach allen Seiten besprochen. Alle drei blieben dann noch ein paar Tage dort und begaben sich dann, nachdem sie den Leuten ein baldiges Wiederkommen versprochen hatten, auf den Rückweg nach Ombolata, wo sie am 2. März glücklich ankamen.

Es war also ausgemachte Sache, daß Lett die erste Station auf der Westküste anlegen sollte. Der junge Missionar Reitze, der erst vor kurzem aus Europa gekommen war, sollte ihm dabei zur Seite stehen. Nun galt es umfangreiche Vorbereitungen zu treffen; denn die Anlage einer Station in einer solch abgelegenen, schwer zu erreichenden Gegend ist, wie leicht zu verstehen, eine sehr schwierige Sache. Den Leuten in Tugala dauerte es auch viel zu lange, bis die Missionare wiederkamen, und mehrmals sandte Ama Gahonoa Boten mit der Bitte, doch bald zu kommen; sonst müßten sie vor den Kopfschnellern, die wieder ihre Ueberfälle ausübten, nach den Nakoinseln fliehen.

Endlich, am **31. Mai 1892**, konnten die Missionare mit 18 Leuten, die ihnen die notwendigsten Sachen trugen, auf Tugala oder Fodora, wie die Station fernerhin hieß, ihren Einzug halten. Die meisten Güter, auch Bretter und was sonst zur Anlage einer Station unentbehrlich ist, wurden auf einem Segelboot über See gebracht und mußten von der Küste aus eine Stunde weit bis nach Fadoro getragen werden.

Zunächst wohnten die Missionare ein paar Tage bei Ama Gahonoa in Tugala; dann zogen sie, weil ihre Anwesenheit auf dem Stationsplatze nötig war, in eine schnell errichtete Mattenhütte. Sofort wurde auch der Bau eines ordentlichen Hauses in Angriff genommen, doch ging er bei den einfachen Hilfsmitteln und der Trägheit der Leute nur langsam vorwärts. Unterdessen führten die Missionare in ihrer Blätterhütte, die sie kaum vor den Unbilden der Witterung schützte,

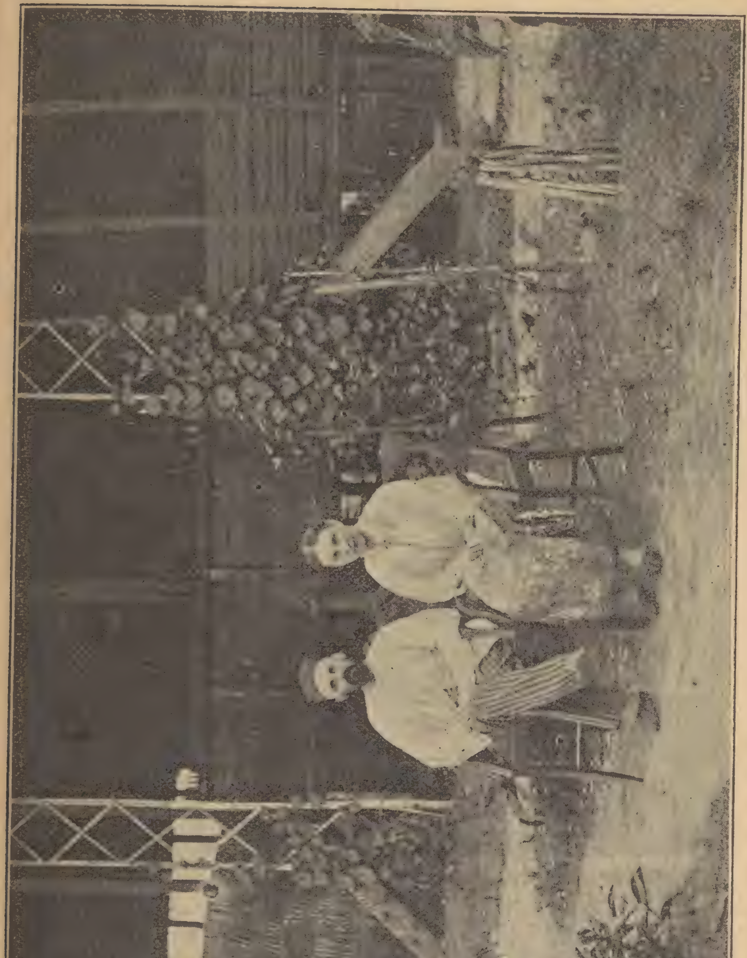
Station Jadoro.

äußerlich ein sehr kümmerliches Leben. Es fehlte ihnen vielfach an dem nötigsten Hausgerät; nicht einmal hatten sie eine ordentliche Lagerstatt, wo sie ihre müden Glieder ausruhen konnten. Dazu wurden sie viel durch Ratten und allerlei anderes Ungeziefer belästigt, nicht zu reden von bettelnden und stehlenden Menschen. Auch vor nächtlichen Ueberfällen durch Kopfschneller waren sie keineswegs sicher. Lett, der ja allein der Sprache mächtig war, hatte alle Umsicht und Geistesgegenwart aufzuwenden, um sich in allen Lagen und Schwierigkeiten, die sich jeden Tag wieder anders gestalteten, durchzuschlagen.

Das alles war aber noch das kleinere Uebel. Wohl zum teil durch die mangelhafte Nahrung und schlechte Wohnung hervorgerufen, stellte sich auch bald das Fieber, dieser gefährliche Feind der Tropen, ein. Bald wurde der eine, bald alle beide zugleich von dem Fieber befallen, so daß sie sich zu Zeiten kaum zu helfen wußten und oft nicht im Stande waren, sich einander die nötige Handreichung zu tun. Die fortwährenden Fieberanfälle verzehrten die Kräfte immer mehr, und im August war Reitze so elend, daß er notgedrungen auf einige Zeit nach der Ostküste gehen und Erholung suchen mußte. Lett blieb allein zurück. Eine zeitlang ging es leidlich; doch bald brach das Fieber in erhöhtem Maße hervor, und am 20. Oktober war es so schlimm, daß er sich dem Tode nahe glaubte. Ein inländischer Gehilfe von der Ostküste stand an seinem Lager, die Sinne wollten ihm schwinden, und die Worte kamen ihm von den Lippen: „Bete, ich gehe jetzt heim". Doch der Herr half ihm durch diese schwere Stunde hindurch. Nach einigen Tagen konnte er wieder auf dem Bauplatze und in der Hütte nach dem Rechten sehen, mußte sich dabei aber von einem Dienstjungen auf dem Rücken hin und her tragen lassen.

Bald kehrte Reitze etwas gestärkt zurück, und Lett konnte auf kurze Zeit Erholung im Osten suchen. Lange litt es ihn aber dort nicht, denn die ganze Arbeit, für die er sein Leben einzusetzen bereit war, lag ihm viel zu sehr am Herzen.

Unter all dieser Krankheitsnot und den andern unendlichen Schwierigkeiten war aber Letts Auge beständig in erster Linie auf die eigentliche Missionsarbeit, die Verkündigung des Evangeliums gerichtet. War er zu schwach, um am Sonntage stehend zu den Leuten zu reden, so tat er es sitzend oder



Lett und Frau vor ihrem Hause in Jadore.

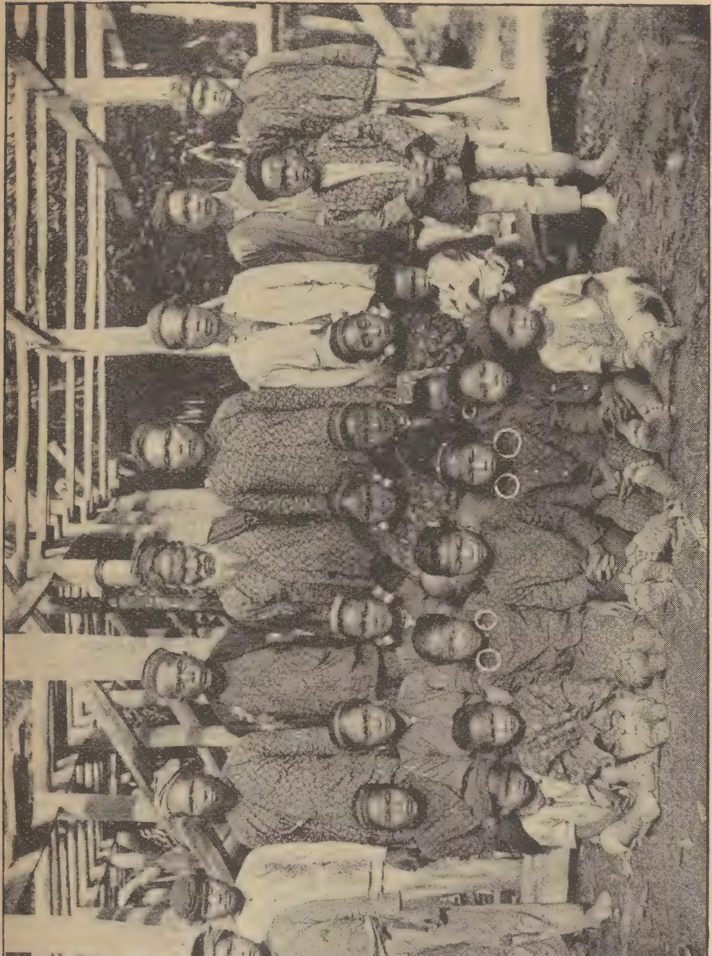
liegend und benutzte auch sonst jede Gelegenheit, ihnen Gottes Wort nahe zu bringen. Zu seiner großen Freude und zum Troste in allem Leid und in allen Schwierigkeiten, die manchmal die Kräfte zu übersteigen drohten, zeigte sich auch bald eine Frucht dieser Arbeit. Nicht gar lange dauerte es, so kam eine Anzahl Leute mit den Häuptlingen von Tugala und Fadoro regelmäßig zum Unterricht, und nach vier Monaten konnten nach dem Wunsche der Leute die Götzen aus den beiden Häuptlingshäusern entfernt werden, und damit war der erste Sieg des Evangeliums gewonnen.

Allmählich schritt auch der Bau des Missionshauses fort, und die Missionare konnten in die erste umwandete Kammer einziehen. Es war auch Zeit; denn schon befand sich die Braut Lett's seit dem 20. Oktober auf der Reise, um ihm in seiner schweren Pionierarbeit an die Seite zu treten. Am 7. Dezember fand auf Gunung Sitoli die Hochzeit statt, die beinahe noch eines Fieberanfalles wegen, den Lett am Hochzeitsmorgen bekam, hätte verschoben werden müssen.

Da es für eine europäische Frau fast unmöglich erschien, den Weg über Land nach der Westküste zu machen, so fuhr das junge Paar mit einem kleinen Segelschiff, das in Diensten der Regierung um die Südspitze der Insel nach dem Westen fuhr. Nach einer zehntägigen Reise, die bei günstigem Wetter in zwei Tagen bequem zurückgelegt werden kann, landete Lett nach stürmischer Fahrt, die sie mehr als einmal in Lebensgefahr brachte, mit seiner jungen Frau in Fadoro, freudig von Reitze und den Leuten von Tugala und Fadoro begrüßt.

Im neuen, wohnlich eingerichteten Missionshause und bei der Pflege durch eine Hausfrau konnten sich nun die beiden Missionare nach den ausgestandenen Mühen der letzten Monate wieder einigermaßen erholen und um so eifriger die eigentliche Missionsarbeit betreiben. Am Neujahrstage 1903 rief die von der Missionarsfrau mitgebrachte Glocke zum ersten Male die Leute zum Gottesdienst zusammen. Immer mehr fanden sich herzu, die sich entschlossen, der neuen Lehre zu folgen. Die Arbeit stand im fröhlichen Aufblühen und berechtigte zu den besten Hoffnungen.

Leider machte sich aber das ungesunde Klima immer wieder geltend. Nicht nur Lett und Reitze hatten immer wieder an Fieber zu leiden, sondern auch die Missionarsfrau;



Häuptlingsfamilie von Jadoro. (In der Mitte Fetero und sein Vater Nehego, Abraham.)

desgleichen wurde der junge Missionar Seher, der seit 1903 ebenfalls auf der Westküste weilte, da der Plan bestand, bald eine weitere Station dort anzulegen, öfter vom Fieber befallen. Bei Reitze wurde die Sache nach und nach so schlimm, daß er nach Sumatra reisen mußte, um dort Erholung zu suchen. Auch Seher machte eine Reise nach Sumatra, und so blieb Lett mit seiner Frau wieder für eine Zeitlang allein. Auch bei ihnen wollte die Krankheitsnot kein Ende nehmen, mehr und mehr fühlte Lett seine Kräfte schwinden. Schon länger hatte er klar erkannt, daß eine Erholung unumgänglich nötig für ihn sei, wenn er nicht ganz zusammenbrechen wollte. Er dachte deshalb daran, eine Erholungsreise nach Sumatra zu machen, um dort mit Gottes Hilfe neue Kraft zu gewinnen. An der Ausführung dieses Planes hinderte ihn aber noch der Gedanke an seine Taufbewerber. Er wünschte sehr, den Unterricht mit ihnen erst zu Ende zu führen und sie vor seiner Reise noch zu taufen. Daß sich schon sobald eine größere Anzahl Leute gefunden hatte, die ihr Herz dem Evangelium erschlossen, sich zur Taufe meldeten und den Unterricht treu besuchten, war hauptsächlich dem schon mehrmals erwähnten Ama Gahonoa zu verdanken. Indem Gottes vorlaufende Gnade ihr Werk an ihm getan hatte, war ihm bald das Verständnis für die Wahrheit und den Trost des Evangeliums aufgegangen, und er ruhte nicht, auch andere, namentlich seine Brüder und Verwandten, von der erkannten Wahrheit zu überzeugen.*) So kam es, daß Lett schon im ersten Jahr auf der Westküste mit einer ganzen Schar Leute den Taufunterricht beginnen konnte.

Aus ihrer Zahl, die ungefähr 100 betrug, wählte er 43 der Gefördertsten aus und bereitete sie noch in besonderer Weise vor. Der Tauftag wurde bestimmt; aber Lett fühlte sich so schwach und elend, daß es ihm unmöglich erschien, die Prüfung der Täuflinge und alle sonstige Arbeit und Unruhe, die ein solcher Tag mit sich bringt, allein auf sich zu nehmen. Er schickte deshalb Boten nach der Ostküste und bat Missionar Fehr von Ombolata, ihm zu Hilfe zu kommen. Gern kam dieser seiner Bitte nach.

*) Vergl. rhein. Missionsschrift Nr. 107, Fetero.

Fetero.

Am 5. November 1893 fand dann das erste Tauffest auf der Westküste statt, und so wurde der Grund gelegt zu der Gemeinde Fadoro oder, wie sie heute heißt: Sirombu; jetzt, nach etwa 15 Jahren, zählt sie über 1000 Seelen. Wie freute sich besonders Ama Gahonoa, daß sein heißer Wunsch erfüllt war. Er hatte sich den Namen Petrus oder, wie die Niasser sagen, Fetero gewählt, und wie hat er seitdem diesen Namen zu Ehren gebracht! In wie manches Dorf, ob freundlich oder feindlich, hat er das Evangelium weiter getragen, ein Evangelist von Gottes Gnaden, dem vor allem der Fortgang mit zu danken ist, den seitdem die Arbeit auf der Westküste genommen hat. Fetero lebt noch heute in Tugala, und noch heute ist er dem jetzigen Missionar von Sirombu, van Erlen, die beste Stütze und der treueste Freund. Ueber der Freude Letts und seiner kleinen Erstlingsgemeinde hing aber leider eine dunkle Wolke. Die Trennung war unvermeidlich und unaufschiebbar geworden. So war denn auch schon im Voraus beschlossen worden, daß Lett und seine Frau mit dem heimkehrenden Missionar Fehr ihre Erholungsreise antreten sollten. Alle hofften, daß die Trennung nur einige Monate dauern würde. Hätte Lett gewußt, daß mit dieser Abreise seine Wirksamkeit auf Nias überhaupt ihren Abschluß finden sollte, so würde ihm der Abschied noch viel schwerer geworden sein; und ebenso war es auch bei den Neugetauften nicht nur, sondern auch bei vielen Heiden, die mit Liebe an ihm hingen.

Kurz nur ist die Arbeitszeit Letts auf Fadoro gewesen, sie hat kaum anderthalb Jahre gewährt. Es war eine Zeit vieler Mühe und Arbeit, vieler Leiden und Trübsale; aber doch auch eine Zeit, auf die Lett später immer wieder mit besonderer Freude zurückgeblickt hat. Vor allem aber ist sie von entscheidender Bedeutung für unsere ganze Arbeit auf Nias gewesen. Das Evangelium hatte nun auch auf der Westküste der Insel festen Fuß gefaßt; eine Station nach der andern ist seitdem dort angelegt worden. Die Arbeit von Osten hat der von Westen die Hand gereicht, und so ist die Grundlage gewonnen worden, von der aus nun Schritt für Schritt das Evangelium nach Süden und Norden vordringt, bis in absehbarer Zeit die ganze Insel unter seinen Einfluß

gebracht ist. Die Niederlassung Letts in Fadoro hat diese neue Zeit eingeleitet.

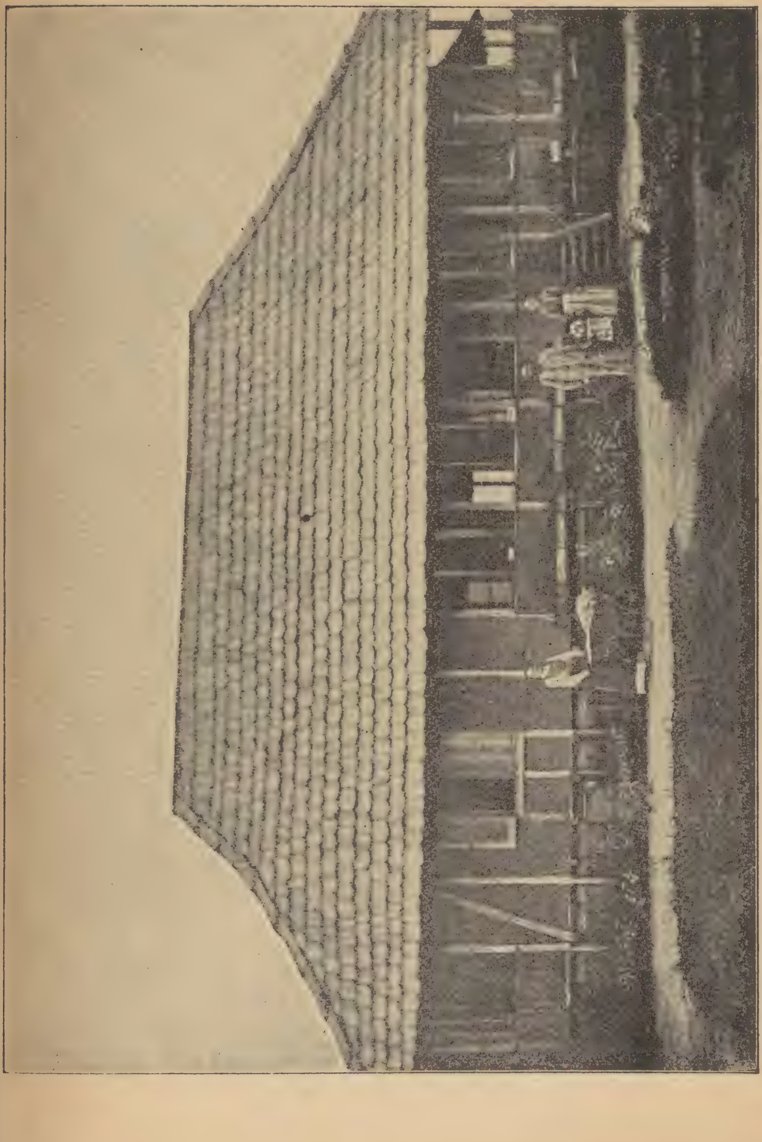
Nur unter großen Schwierigkeiten konnte die Reise nach Gunung Sitoli in Begleitung von Missionar Fehr bewerkstelligt werden. In Gunung Sitoli war bei der Ankunft das Schiff nach Sumatra bereits abgefahren, so mußte 4 Wochen auf ein anderes gewartet werden. Letts Zustand wurde immer bedenklicher; bei seiner Abreise mußte er fast aufs Schiff getragen werden. Ein längerer Aufenthalt in Fort de Kok bei Padang brachte ihm zwar einige Erholung, sodaß er in die Bataklande reisen konnte. Doch die alten Kräfte wollten nicht wiederkehren! Wie sehr er sich auch nach Nias zurücksehnte, so mußte er doch auf den Rat des Arztes, und weil er selbst seine Schwäche fühlte, sich entschließen, ganz auf Sumatra zu bleiben, um dort in dem gesunderen Klima in neue Arbeit einzutreten.

3. Auf Sumatra.

Gottes Wege mit seinen Kindern und Dienern sind oft ganz andere, als sie selbst meinen und denken. Wenn das der Fall ist und sie den eigenen Plänen und der Natur entgegengehen, wird es manchmal schwer, sich darein zu fügen und sie als die richtigen zu erkennen. Das hat auch Lett reichlich erfahren müssen. Er war von Nias, dem Land seiner ersten Missionsliebe, wo er so schwierige Pionierdienste getan und der Herr ihm so bald Segen und Eingang geschenkt hatte, weggegangen in der Hoffnung, bald wieder nach dort zurückkehren zu können. Während der Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1894, in denen er sich auf verschiedenen Stationen im Bataklande aufhielt, hatte er diese Hoffnung noch immer festgehalten. Er sah sie aber je länger desto mehr schwinden, und mußte sie noch vor Jahresschluß seiner geschwächten Gesundheit wegen ganz aufgeben. Doch ohne Murren hat sich Lett auch in diesen Weg gefunden. Konnte er auch nicht zu seinen lieben Niassern und in die Arbeit dort zurückkehren, so war er doch dem Herrn dankbar, daß er ihm soweit Genesung schenkte, daß er in dem gesunderen Klima Sumatras wieder mit in die Arbeit eintreten konnte. Seine allseitige reiche Begabung machte es ihm leicht, aber-

mals eine neue Sprache zu erlernen und sich in ganz neue Verhältnisse einzuleben. Er fand auch auf Sumatra eine seinen Fähigkeiten angemessene Arbeit; nur war diese vielleicht zu groß für seinen durch die schweren Fieber geschwächten Körper.

Seit die Station Lobu Siregar auf Anstiften der Singa Mangaradja im Jahre 1878 bei einem Aufstande zerstört worden war, hatte auf der großen Steppe, die sich zwischen Si Lindung und Toba ausdehnt, keine Station wieder angelegt werden können. Die holländische Regierung hatte auch aus Besorgnis um die Sicherheit der Missionare die Erlaubnis dazu auf längere Zeit hinaus verweigert. Es bestanden dort aber eine ganze Anzahl Filialgemeinden, die von inländischen Gehilfen bedient wurden. Da die Pflege und Beaufsichtigung dieser kleinen Gemeindlein von den weit abliegenden Stationen Si Poholon und Si Pahutar aus sehr schwierig war, so hatte sich immer mehr die Notwendigkeit der Neuanlage einer Station in ihrer Mitte herausgestellt. Lett wurde damit betraut. Im Dezember 1894 wurde ihm die Arbeit übertragen, und im April 1895 konnte er mit seiner Frau auf Si Laitlait einziehen. Allerdings war erst ein Stübchen für sie als Wohnung bereit. So galt es denn wieder zu bauen und abermals eine neue Station einzurichten. War das hier auch viel leichter als auf der einsamen, schwer zu erreichenden Westküste von Nias, so brachte es doch viel Arbeit und Unruhe, die der noch schwankenden Gesundheit nicht zuträglich waren. Noch ungleich mehr aber als die Stationsanlage stellte die von ihm geforderte missionarische Aufgabe große Anforderungen an die Kräfte Letts. Das Arbeitsgebiet hatte eine Ausdehnung von 4—5 Stunden, und es lagen in ihm hin und her zerstreut 14 Filiale, die mit inländischen Lehrern besetzt waren. Die Wege zu ihnen waren in dem zum Teil sehr zerklüfteten und noch kaum erschlossenen Gelände sehr anstrengend und zeitraubend. Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Filiale so oft wie nur möglich besucht werden mußten, um die Gehilfen zu belehren und anzutreiben, die Schulen zu beaufsichtigen, Gottesdienste und Bibelstunden zu halten, streitende Häuptlinge zu versöhnen usw., so begreift man leicht, daß von Anfang an in Si Laitlait auf Lett eine Arbeitslast lag, die ein ganz Gesunder kaum hätte bewältigen



Si Laitlait.

können. Dazu kam, daß durch die in den letzten Jahren mangelnde Aufsicht und Pflege mancherlei Unordnung bei den Gehilfen und in den kleinen Gemeinden eingerissen war.

Lett aber zeigte sich als der rechte Mann, um Zucht und Ordnung wiederherzustellen und die Bedingungen zu gesegneter Fortentwicklung der Arbeit wiederzugewinnen.

Mit seiner gewohnten Energie ging er ans Werk. Regelmäßig versammelte er die weitverstreuten Lehrer und Hilfslehrer um sich, um sie weiter zu fördern, beaufsichtigte ihre kirchliche und Schularbeit, brachte Ordnung in die Kirchenbücher und Kirchenkassen, war unermüdlich in Seelsorge, Predigt und Unterricht, in Bauen von Kirchen und Schulen und fand dabei noch Zeit, das Evangelium in neue Gebiete zu tragen und neue Filialen zu gründen. Wenn er dabei nicht immer sanft zufassen konnte, sondern auch mit fester Hand eingreifen und durchgreifen mußte, so war das durch die eingerissenen Uebelstände zu notwendig geworden.

Man hatte gehofft, Lett würde sich in dem kühlen Klima auf der Steppe weiter erholen und wieder ganz gesund werden. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht; es zeigte sich vielmehr bald, daß seine Kräfte für die neue große Arbeit nicht ausreichten. Auch er selbst erkannte das und bat um Hilfe. Noch bevor diese aber durch Teilung des Gebietes oder Sendung eines zweiten Missionars geschaffen werden konnte, brach er im August 1897 ganz zusammen. Eine schwere, durch Nervenleiden verschlimmerte Dysenterie warf ihn auf ein 14wöchentliches Krankenlager. Oft schwebte er am Rande des Grabes, und fast war alle Hoffnung auf Genesung dahin. Doch wider Erwarten schenkte der Herr langsame Besserung. An dauernde gänzliche Erholung war aber nach Aussage des Arztes im tropischen Klima nicht zu denken. So mußte Lett sich schweren Herzens entschließen, diese in der Heimat zu suchen. Wie ihm dabei zu Mute war, zeigt am besten ein Abschnitt des Briefes, den er am 1. Februar 1898 nach Barmen sandte.

„Es ist ein schwerer Weg für uns, nun schon zum zweiten Male die Station und die mir immer lieber werdende und auch langsam immer mehr Erfolg aufweisende Arbeit nach so kurzer Zeit wieder verlassen zu müssen. Doch wenn der Herr sagt: „Gehe aus deinem Vaterlande“, so gilt es gleich

Batakische Lehrer.

Abraham im Glaubensgehorsam zu folgen und das Herz stille zu machen mit der Verheißung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Ach ja, möchte es dem Herrn gefallen, mir doch auf diesem Wege meine volle Gesundheit wieder zu schenken, damit ich die Freude hätte, bald und mit ganzer Kraft wieder in die Arbeit eintreten zu können. Es war ja bislang auch ein schweres Kreuz für mich, mit nur halber Kraft der vielen dringenden Arbeit gegenüberstehen zu müssen, ohne sie bewältigen zu können. Doch will ich nicht murren, weder im Blick auf das hinter mir liegende Leid, noch auch im Blick auf das Kreuz, was der Herr vielleicht nötig findet mir noch aufzulegen, da es für uns Christenmenschen doch nicht gut möglich ist, im Gleichgewicht des inneren Lebens zu bleiben, wenn uns nicht ein Gewicht des Leidens anhängt. Darum getrost mein Herz in allen Wegen, die dein Gott dich führt; das Ende davon muß doch die Ruhe ohne Kreuz und Leiden im himmlischen Jerusalem sein."

So mußte Lett, menschlich gesprochen, auch hier vor der Zeit die angefangene Arbeit wieder abbrechen. Doch die ihm gestellte Aufgabe hatte er grundlegend gelöst, und so bleibt sein Name auch mit der Geschichte unserer Mission auf Sumatra für das Gebiet der Steppe in bedeutsamer Weise verbunden. In dem Weitergang der Arbeit dort ist zwar das von ihm gegründete Si Laitlait als Hauptstation wieder aufgegeben worden; aber aus der einen Station sind seitdem auf der Steppe 10 geworden, und Lett ist es gewesen, der für diese Weitererschließung der Steppe wesentliche Vorarbeit getan hat.

Noch sehr elend kam Lett mit seiner Familie im Laufe des Frühjahrs 1898 in Europa an. In Mörs fand er seine Wohnung, langsam erholte er sich, und, was kaum jemand zu hoffen gewagt hatte, geschah: der Herr schenkte ihm in der Heimat die völlige Gesundheit wieder, sodaß er nach 2 Jahren, während deren er nach Kräften an der Weckung und Mehrung des Missionsinteresses in der Heimat mitgearbeitet hatte, wieder an die Rückkehr in die Arbeit draußen denken konnte und die Missionsleitung Freudigkeit fand, ihre Zustimmung dazu zu geben. Es sollte aber sein Weg weder nach Nias noch nach Sumatra zurückführen, sondern der Herr hatte wieder eine ganz andere Arbeit für seinen eifrigen und unerschrockenen

Knecht aufbehalten. Es war die letzte, in der er dann als Held auf dem Kampfplatze fallen sollte.

---

4. Auf den Mentaweiinseln.

An der Westküste von Sumatra ungefähr der Hafenstadt Padang gegenüber liegt eine Inselgruppe, die unter dem Namen Mentaweiinseln bekannt ist. Von der Geschichte dieser Inseln weiß man sehr wenig. Der erste, der die Inseln besuchte, ist, wie es scheint, der englische Kapitän Torrest gewesen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Nachher sind dann noch verschiedentlich Engländer nach den Inseln gekommen, woran auch noch englische Namen von Vorgebirgen erinnern. Während der Zwischenherrschaft der Engländer im Indischen Archipel zu Anfang des 19. Jahrhunderts kam ein gewisser Herr Chrichie auf Anordnung des Gouverneurs Raffels verschiedene Male als Dolmetscher auf die Mentaweiinseln. Er scheint seinen Vorgesetzten sehr für die Bewohner begeistert zu haben, sodaß dieser an eine Herzogin Somerset schreiben konnte: „Ich schrieb Ihnen, daß ich großes Interesse an der Insel Nias habe, der ich in letzter Zeit meine Aufmerksamkeit zuwandte. Ich war geneigt, ein Buch zu schreiben, um zu beweisen, daß die Niasser das glücklichste und beste Volk auf Erden seien. Jetzt aber habe ich die Entdeckung gemacht, daß die Bewohner der Nasau- und Poggiinseln (früherer Name des Pageh-Teils der Mentaweiinseln) noch liebenswürdiger und womöglich noch unverdorbener sind.“ Nachdem Holland die Herrschaft wieder zurückerhalten hatte, siedelte sich Chrichie auf den Mentaweiinsen an und trieb dort 5 Jahre lang Holzhandel nach der Küste von Sumatra hinüber. Zwei blutige Zusammenstöße, die er mit den Eingeborenen hatte, lehrten ihn diese in einem anderen Lichte kennen und führten ihn dazu, die Inseln zu verlassen. Jahrzehnte hat sich dann wieder niemand um die Inseln gekümmert, nur Chinesen und Malaien trieben mit den Bewohnern Handel und suchten diese zu betrügen, wo sie nur konnten. Als dann ein Baron von Rosenberg im Auftrage der holländischen Regierung zwecks Forschungen dreimal die Inseln besuchte, wäre er beinahe von den Leuten ermordet worden, weil sie, wie er schrieb, durch die Betrügereien eines Chinesen maßlos gereizt waren.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen einige Male holländische Beamte nach den Inseln, und im Jahre 1864 wurde die Inselgruppe offiziell den holländischen Kolonien einverleibt und bekam einen inländischen Beamten mit einigen Polizisten. Holland sah sich zu dieser Maßnahme gezwungen, um nicht den Engländern Gelegenheit zu geben, sich dort festzusetzen. In der Folgezeit wurden einigemale ethnographische Forschungsreisen auf den Inseln gemacht, auch von ein paar deutschen Gelehrten. Jetzt lautete das Urteil über die Bewohner ganz entgegengesetzt dem früheren: „Das Volk ist zu schlecht, hat überhaupt keine Seele und keine gute Seite mehr.“ Doch wurden auch andere Stimmen laut. Bemerkenswert ist eine Aeußerung eines holländischen Beamten, namens Meß, der eine der Inseln besucht hatte. Er schreibt: „Dort in jenen Wäldern wohnen Naturmenschen, die von demselben Schöpfer stammen wie wir. Möge auch diesen Menschen einmal die Morgenröte der Zivilisation und Moral aufgehen! Mögen sie einmal den Augenblick segnen, in dem sie durch sorgfältige Verwaltung aus den Banden erlöst werden, in denen sie seit Jahrhunderten schmachten und nach Leib und Seele geknechtet sind! Ja, mögen einmal Religion und Unterricht, diese rechten Faktoren der menschlichen Wohlfahrt, hier ein Heim finden! Denn nur davon ist Gutes und Bleibendes zu erwarten.“ Er spricht dann noch seine Verwunderung darüber aus, daß das Volk bei den traurigen Zuständen noch immer fortbestehe, und kann die Erklärung nur in dem Walten einer schützenden und bewahrenden Vorsehung finden und erinnert endlich noch an die Verpflichtung und Verantwortung, die das Mutterland auch diesen Insulanern gegenüber habe.

Nicht gar lange darnach trat ein anderer Anwalt der Mentaweier auf, von christlichem Mitleid dazu getrieben. Es war der damalige gläubige Hafenmeister van der Wedden in Padang. Dieser sandte eine Lanze ins Barmer Missionshaus mit folgendem Begleitschreiben: „Mit dieser Lanze haben die Mentaweier einen Mann von einem chinesischen Handelsboot ermordet. Die Menschen dort sind noch alle rohe Heiden. Wann werden auch diese armen Leute endlich das Evangelium hören?“ — Der damalige Missionsinspektor Dr. Schreiber gab sich viele Mühe, eine andere Missionsgesellschaft zu ver-

Mentaweier.

anlassen, auf Mentawei die Arbeit zu beginnen. Jedoch vergeblich. In den folgenden Jahren wurde er noch mehrmals bald auf die eine, bald auf die andere Weise an Mentawei erinnert, sodaß er den Gedanken nicht los wurde, es sei vielleicht Gottes Wille, daß die Rheinische Mission zu ihren vielen andern Arbeitsgebieten auch Mentawei noch hinzunehmen solle. Dieser Gedanke trat ihm besonders nahe, als er im Jahre 1899 bei Gelegenheit einer Visitationsreise nach Sumatra den holländischen Gouverneur in Padang besuchte und der ihn fragte: „Wann werden Sie denn nun die Arbeit auf Mentawei aufnehmen?" Nach Hause zurückgekehrt, glaubte Dr. Schreiber, die Rheinische Mission habe die Pflicht, den Fingerzeigen des Herrn nach Mentawei zu folgen, und wußte auch den Vorstand zu bewegen, die Aufahme der Arbeit in Mentawei zu beschließen.

Doch nun galt es, den rechten Mann für die schwierige Aufgabe in dem noch ganz fremden Gebiet unter diesen rohen und wilden Heiden zu finden. Die Wahl fiel auf Lett, der unterdessen seine völlige Gesundheit wiedererlangt hatte, aber noch in der Heimat weilte, hatte er sich doch schon als tapferer und erfolgreicher Pionier auf der Westküste von Nias bewährt. So wurde er denn gefragt, ob er Freudigkeit habe, den schweren Auftrag zu übernehmen. Wohl verhehlte sich Lett die ungeheuren Schwierigkeiten nicht, und wenn er an seine eben erst wieder gekräftigte Gesundheit, an all die Leiden und Nöte, die seiner dort aufs neue warten würden, dachte, hätte er wohl am liebsten einem andern den Platz gelassen. Aber bei dem Gedanken an die armen Menschen dort auf den einsamen Inseln, die noch in der Nacht des Heidentums schmachteten, und an die Verheißung des Herrn: „Siehe, ich bin bei Euch bis ans Ende der Welt", fand er doch Mut und Freudigkeit, sich zur Verfügung zu stellen. War es doch zugleich auch wieder eine Aufgabe, die für ihn einen besonderen Reiz hatte und die seiner Neigung nicht minder wie seiner Begabung entgegenkam. Lett stand am liebsten allein und paßte auch nach seiner Eigenart am besten auf einen Posten, wo er völlig freie Hand hatte. Er hatte, wie sich das oft bei energischen und gegen sich selbst rücksichtslosen Charakteren findet, eine scharf ausgeprägte Eigenart, die ihm das Zusammenarbeiten mit andern und andern das Zusammenarbeiten mit

Mentaweiisches Mädchen.

ihm nicht leicht machte. Die harte einsame Jugendzeit, die er gehabt, in der er kaum etwas von teilnehmender Liebe erfahren und sich selbst allein durch alles hatte durchkämpfen müssen, hatte diesen Charakterzug in ihm entwickelt. Auch auf seinen bisherigen Posten hatte er zu sehr allein gestanden, als daß das Zusammensein mit andern Brüdern mildernd darauf hätte einwirken können; die Aufgabe, die ihm vollends auf Sumatra zugefallen war, war auch kaum günstig dafür gewesen. Der Wahrheit zur Ehre darf auch solches nicht verschwiegen werden; für unser Gesamturteil aber tritt es billig zurück hinter der Lauterkeit und Aufrichtigkeit seiner Absichten. Ein verzehrender Eifer brannte in ihm, in die Finsternis der Heidenwelt den Namen dessen hineinzutragen, bei dem es Erlösung und Freiheit gibt und das Licht eines ganz neuen Lebens. Mit Freuden nahm er dafür jede Schwierigkeiten und Not auf sich; in diesem Dienst gab es kein Müdewerden für ihn; mit eisernem Willen zwang er sich immer wieder zu neuem Aufraffen; und auch das schlug er nicht hoch an, wenn sein Leben dabei in Gefahr kam. Wo es ihm aber aufgedeckt wurde, daß er in seinem Eifer sich zu Unrecht gegen andere habe hinreißen lassen, da rang er sich, vor seinem Gott sich demütigend, durch, bis er aufrichtig die Hand zur Versöhnung bieten konnte.

In der letzten Zeit, die Missionar Lett nun noch in der Heimat weilte, bekam er von Missionsinspektor Schreiber, dem die Sache ganz besonders am Herzen lag und auf dessen Betreiben, wie schon oben gesagt, sie eigentlich begonnen wurde, den Auftrag, namentlich in Hollaud Freunde für die neue Arbeit zu werben. Diese sollten auch durch besondere Gaben die Kosten decken; denn der Vorstand der rheinischen Mission sah sich außer Stande, die schon so wie so bis an die Grenze in Anspruch genommene Kasse durch die Ausgabe für eine neue Arbeit noch weiter zu belasten. Mit viel Eifer und Geschick entledigte sich Lett dieses Auftrages. Es wurden in kurzer Zeit 12 000 Mark für die Arbeit auf Mentawei zusammengebracht. Selbst die Königin von Holland wurde für die Sache interessiert und zeichnete einen namhaften Jahresbeitrag.

Nachdem der Herr so die Wege geebnet und auch Menschen das Ihrige getan hatten, sollte mit dem Beginn der Arbeit nicht länger gezögert werden. Am 21. April nahm Lett mit

Missionar Kramer, der ihn, auf sein Arbeitsgebiet Nias zurückkehrend, bei der ersten Untersuchungsreise begleiten sollte, Abschied im Missionshause. Die versammelte Hausgemeinde entließ sie wie alle ausgehenden Geschwister mit dem Gesang des Liedes: „Jesu geh voran“. Die beiden hatten es ja in besonderem Sinne nötig, daß das Geleit und die Führung des Herrn für sie erbeten wurde. Zur Stärkung und Ermunterung durften sie es auch bald erfahren, daß Gott ihnen in besonderer Weise die Wege bereitete. Am 25. April bestiegen sie in Genua das Schiff und kamen nach einer günstigen Fahrt gerade zur rechten Zeit in Padang auf der Westküste von Sumatra an. Sie trafen dort nämlich einen holländischen Herrn, der zwecks Handel auf Mentawei gewesen und erst vor einigen Tagen von dort zurückgekehrt war. Dieser konnte ihnen allerlei für die erste Untersuchung und spätere Niederlassung wichtige Fingerzeige geben. Ganz besonders verdankten sie ihm den Hinweis auf Sikakap als den geeignetsten Punkt für den Beginn der Arbeit. Die holländische Regierung hatte nämlich den Plan, auch eine Regierungsstation auf Mentawei zu errichten; sie hatte dafür aber die nördlicher gelegene Insel Sipora ins Auge gefaßt. Eben sollten die Baumaterialien nach dort verschifft werden. Dann hätten auch die Missionare dort auf dem wenig günstig gelegenen Platze beginnen müssen, weil sie keine Erlaubnis erhalten hätten, sich weit von dem Regierungsposten entfernt anzusiedeln. Sie kamen nun noch gerade zeitig genug, um den Gouverneur zu bitten, mit dem Absenden der Baumaterialen zu warten und ihnen zu erlauben, erst alle Inseln zu besuchen, um den günstigst gelegenen Platz zu ermitteln. Diese Bitte wurde ihnen bereitwillig gewährt, wie es überhaupt für das ganze Unternehmen eine Erleichterung war, daß der Herr die holländische Kolonialregierung willig gemacht hatte, es zu unterstützen. Geschah das auch hauptlächlich unter dem Gesichtspunkt der Politik, so kann der Herr ja auch dergleichen gebrauchen, um die Sache seines Reichs zu fördern, und hat es oft getan. Freilich gilt es dann doppelte Vorsicht von Seiten der Mission; denn sie kann einer Regierung nur soweit zu Willen sein, als es sich mit ihrer eigentlichen Aufgabe verträgt. Auf der andern Seite kann aber auch die Regierung dadurch, daß sie Ruhe und Ordnung schafft, den Beginn und

die Fortführung der Missionsarbeit sehr erleichtern, wie das gerade in niederländisch Indien oft hervorgetreten ist. Lett hatte das als kluger Mann sehr wohl erkannt. Er hat deshalb von Anfang an die Bestrebungen der Regierung, die Mentaweiinseln unter geregelte Verwaltung zu bringen, tatkräftig unterstützt. Hat er in dieser Beziehung, wie manche meinten, vielleicht hie und da etwas zuviel getan, so ist das auf Rechnung seines Eifers zu schreiben. Jedenfalls hatte er bei all seinem Tun und Handeln nur den einen Wunsch, den Heiden das Evangelium zu bringen und sie für seinen Herrn und Heiland zu gewinnen.

Gern wären nun die beiden Missionare gleich zu ihren Untersuchungsreisen aufgebrochen; doch sie mußten noch ungefähr drei Wochen in Padang warten; denn das Schiff, das sie hinüberbringen sollte, hatte erst noch eine andere Fahrt zu machen. Aber auch diese Wartezeit wußte Lett gut auszunutzen. Er fand in Padang einen kranken Jüngling von Mentawei. Diesen nahm er zu sich in seine Wohnung und begann sofort mit allem Fleiße die Sprache der Mentaweier mit seiner Hilfe zu erlernen. Das Wenige, was er in den 3 Wochen gelernt hatte, kam ihm auf der folgenden Reise sehr zu statten.

Mitte Juni wurde dann der Regierungsdampfer Condor den Missionaren auf 21 Tage zu einer Untersuchungsreise auf den Mentaweiinseln zur Verfügung gestellt. Am 15. Juni konnten sie die Reise antreten. Man kann sich denken, daß es mit sorgendem Herzen geschah und mit dem Gebet, der Herr möge sie recht leiten und ihnen den Platz finden lassen, der für den Anfang der Arbeit der geeignetste war.

Wegen hohen Seegangs erreichten sie an dem Tage ihr Ziel nicht mehr; aber am andern Morgen konnte das Schiff in der Bai Katorei an der Insel Siberut ankern. Eingeborne kamen an Bord, mit denen sie dieses und jenes durch einen Dolmetscher oder mit Hilfe des Wenigen, was Lett sich schon von der Sprache angeeignet hatte, besprechen konnten. Sie gingen auch ans Land, um weitere Untersuchungen vorzunehmen. Es war namentlich Lett dabei eigentümlich zu mute, sollten doch diese wildfremden Inseln ihm nun bald eine Heimat werden und sein Arbeitsgebiet sein. Tausend Fragen bewegten sein Herz. Doch alle diese Fragen und Sorgen vertraute er im Gebet dem an, in dessen Namen er seine Arbeit beginnen

und für den er sie tun wollte. Sie fanden die Küste wenig bevölkert und der Platz schien ihnen nicht besonders günstig zu sein. Sie fuhren deshalb bald weiter nach der Insel Sipora und von dort nach kurzem Aufenthalt nach den beiden Pagehinseln, früher auch Nassauinseln genannt, und liefen in die diese Inseln trennende Sikakapstraße ein. Die Straße bildet einen geschützten Hafen mit gutem Ankergrund. Am hochliegenden Strande sahen sie mehrere Hügel hrrvorragen, und eine Reihe Dörfer lag in erreichbarer Nähe, woraus zu schließen war, daß die Gegend ziemlich volkreich sei. Sie fanden dies auch bestätigt, als sie ans Land gingen, mit einem Kahn einige Stunden weit den Fluß hinauffuhren und verschiedene Dörfer aufsuchten. Leider konnten sie nicht bis in die Dörfer vordringen; denn an vielen Orten waren die Leute mit Opfern beschäftigt und deshalb jedem Fremden der Zutritt verboten. Im allgemeinen waren die Bewohner sonst freundlich, freuten sich über einige geschenkte Sächelchen und wurden scheinbar ganz zutraulich. Leider konnte Missionar Lett zu wenig sprechen, um den Leuten den Zweck ihres Kommens recht klar machen zu können. Auch mit Hilfe des Dolmetschers wollte das nicht gelingen. Erstaunt waren die Missionare, die doch auch schon andere Heidenvölker kannten, über den unsäglichen Schmutz in den Dörfern und Häusern und die naive Wildheit der Leute. Nachdem sie sich in jeder Beziehung umgesehen hatten, kamen sie zu der Ueberzeugung, daß die Küste von Nordpageh an der Sikakapstraße der rechte Platz zur Anlage der ersten Missionsstation sei. Sie fuhren auch noch einmal nach der Insel Sipora zurück und landeten dort an verschiedenen Stellen; doch nirgends fanden sie die Verhältnisse so günstig als in der Sikakapstraße. Auch bei einem abermaligen Besuch auf der Insel Siberut war das Ergebnis kein anderes.

So war denn die erste Untersuchungsreise glücklich beendet, und dankbar konnten die Missionare auf das Resultat zurückblicken. Es galt nun, nachdem sie mit dem Schiff nach Padang zurückgekehrt waren, die Regierung zu bestimmen, für die Anlage der Beamtenstation von Sipora abzusehen und dafür ebenfalls Sikakap zu wählen. Die Aufgabe des Missionar Kramer war mit dieser ersten Untersuchungsreise erledigt, und er kehrte nach Nias zurück, alles Weitere Lett überlassend.

Der Gouverneur in Padang ging bereitwillig auf die Vorstellungen Letts ein. Natürlich aber konnte und durfte er nicht entscheiden oder der Regierung in Batavia Vorschläge machen, ohne die in Betracht kommenden Umstände an Ort und Stelle selbst geprüft zu haben. So kam es, daß schnell eine zweite Untersuchungsreise nach Sikakap gemacht wurde, woran Lett natürlich auch teilnahm. Das Resultat war ein günstiges, sodaß auch der Gouverneur sich für Nordpageh und die Sikakapstraße entschied. In der nun folgenden Wartezeit, während deren der Gouverneur die Entscheidung von Batavia und Lett sie von Barmen, wohin er berichtet hatte, erwarteten, suchte letzterer allerlei wichtige Vorbereitungen zu treffen, besonders soviel wie möglich weiter in die Sprache einzudringen.

Am 14. August traf ein Telegramm vom Missionsvorstand in Barmen ein: „Lett Sikakap". Damit war die Sache entschieden. Lett zweifelte nicht, daß Gott auch die Regierung so lenken werde, daß sie ihre Zustimmung gebe. Er zögerte deshalb auch nicht länger. Er hatte beschlossen zu versuchen, für die Aufrichtung der Station in Sikakap christliche Niasser und Batak zu gewinnen, damit nicht durch mohammedanische Arbeiter von Padang ein übler Einfluß auf die Mentaweier geübt werde. Brieflich ließ sich das aber schwer machen, jedenfalls würde es viel Zeitverlust gebrach haben. Lett entschloß sich deshalb schnell, und schon nach einigen Tagen befand er sich auf dem Schiffe und fuhr nach seinen früheren Arbeitsgebieten Nias und Sumatra. Er fand nicht nur, was er suchte, nämlich eine Anzahl batakscher Zimmerleute und anderer Arbeiter, sondern es war die ganze Reise eine innere und äußere Erquickung und Glaubensstärkung für ihn. Er sah mit Augen, wie die Saat, die er namentlich einst auf der Westküste von Nias gesäet, immermehr aufging und reifte. Und wie freute er sich des Wiedersehens mit seinen früheren Gemeindegliedern. Er hat diese Freude mit Dank gegen den Herrn genossen, umsomehr, da ja nun wieder Tage der Einsamkeit und Jahre des Kampfes auf einem noch unbebauten Acker auf einsamer Insel folgen sollten.

Als Lett am 10. Oktober mit den angeworbenen Arbeitern nach Padang zurückkehrte, war zu seiner Freude auch die Zustimmung der Regierung zur Errichtung der Beamten-

station in Sikakap eingetroffen. Lett, der gewohnt war, aus allem ein Gebetsanliegen zu machen, sah diese glückliche Lösung der Sache als eine besondere Gebetserhörung an, und sein Herz floß über von Dank gegen seinen Gott und Heiland.

Nun galt es ohne Zögern die Hand ans Werk legen. Schon nach ein paar Tagen finden wir Lett auch wieder auf der Fahrt nach Sikakap, um 5 Niasser, die er als Brettersäger und Arbeiter geworben hatte, nebst einem batakschen Lehrer nach dort zu bringen. Dasselbe Schiff brachte das Material und die nötigen Leute zur Errichtung einer Regierungsstation nach Sikakap.

In den folgenden Wochen und Tagen entwickelte sich am Strand von Nordpageh ein reges Leben. Es wurden etwa 60 Menschen gelandet, die Hälfte Polizeisoldaten, die andern Arbeiter, desgleichen die Baumaterialien und allerlei sonstige nötige Sachen. Dann wurde ein Platz freigekappt, derselbe, wo früher der oben erwähnte Engländer Chrichie eine Zeit lang gewohnt hatte, und man begann mit der Errichtung der nötigen Gebäude.

Das alles sahen die Eingeborenen zunächst mit Neugierde und Staunen an. Als sie aber die Gewehre der Soldaten und manches andere bemerkten, was sie nicht gerade sehr friedfertig anmutete, wurden sie mißtrauisch und zogen sich zurück. Es ist vielleicht für den Anfang der Missionsarbeit nicht günstig gewesen, daß er mit der Errichtung eines Regierungspostens zusammenfiel und daß Missionar Lett zugleich mit der Regierung seinen Einzug halten mußte. Er selbst beklagt das auch in einem Briefe; aber wie die Verhältnisse sich gestaltet hatten und nun lagen, war kaum ein anderer Weg möglich. Vorher konnte er nicht hin, und jetzt noch warten, bis andere Einflüsse Platz gewannen, schien noch weniger geraten.

Es galt nun zunächst einen Stationsplatz zu suchen. Das ist in einem von Urwald bedeckten, ganz unbekannten Lande eine recht schwierige Sache; denn ein guter Platz für eine Missionsstation muß allerlei Eigenschaften haben, die sich nicht so leicht vereinigt finden. Um hier nur einiges zu nennen, so muß der Platz in dem tropischen Fieberklima eine möglichst gesunde Lage haben, d. h. er darf nicht zu niedrig und nicht zu hoch liegen; es muß gutes Wasser da sein.

Haus auf M

[Pl]entawei.

Ferner soll der Platz in einer möglichst volkreichen Gegend liegen, damit der Missionar die Leute leicht erreichen kann und sie ihn; dabei darf man aber auch wieder nicht zu nahe zwischen den Wohnungen der Leute oder bei Begräbnisplätzen bauen. So gibt es vielerlei zu beachten, und weil Lett dies alles aus eigener Erfahrung kannte, so war die Wahl eines Platzes für ihn doppelt schwer. Er bestieg mit seinen Leuten und einem Führer aus den Eingeborenen, den er nach vieler Mühe dafür willig gemacht hatte, einen Kahn und fuhr an der Küste entlang. Von den zuerst ins Auge gefaßten Hügeln hieß es, sie hätten kein Wasser; daher konnten sie nicht in Betracht kommen. Den Herrn um seine Weisung und Leitung bittend, fuhr Lett bis zu einem Bächlein in der Baibaibucht. Lassen wir uns die weiteren Bemühungen um die Erlangung eines Platzes von ihm selbst erzählen. Er schreibt darüber: „Falls dieses Bächlein nicht seinen Ursprung zu nahe bei dem gegenüberliegenden Begräbnisplatz hatte, konnte der Hügel daneben wohl geeignet sein. Wir wateten das Bächlein entlang. Ein Baibaimann, den Zweck noch nicht ahnend, war willig, uns zu begleiten; aber sobald er unsere Absicht merkte, warnte er uns: „Wenn Ihr hier Holz fällt und Tiere schlachtet, dann kommen alle bösen Geister ins Dorf und bringen Unheil und Krankheit." Ich suchte den Mann, so gut es meine Sprachkenntnisse möglich machten, zu beruhigen, ich habe als Priester ein Mittel, das alles zu verhüten, ich sage es nämlich dem viel stärkeren Gott. Auch unsere Vorfahren waren so, bis sie die Lehre Gottes annahmen; da flohen die bösen Geister, und Gott segnete sie, sodaß sie jetzt alles machen können, was Ihr bewundert. Dabei hielt ich ihm meine Taschenuhr ans Ohr. Da meinte er nachdenklich: „Ja ich will bei Dir lernen, und auch mein Sohn soll bei Dir in die Schule gehen, ich würde Dir ja den Platz geben, aber meine Dorfleute werden es nicht tun. Nun ich war schon zufrieden, daß ich einen gewonnen hatte, und hoffte, dieser würde auch die andern willig machen und so der Weg für mich zu den Herzen der andern sein. — Leider habe ich jetzt allen Grund zu vermuten, daß diese freundliche Stellung zu mir dem Manne eine solche Feindschaft bei einer gewissen Klasse von Leuten in seinem Dorfe zuzog, daß sie nicht ruhten, bis der Aermste nach Jahr und Tag aufgehängt war.

Regierungsstation Sawang Tungku.

Nichts Böses dergleichen ahnend, im Gegenteil mit einiger Hoffnung ging ich abends selbst ins Dorf zu den Eigentümern des erwähnten Platzes. Dort aber begegnete ich keinen freundlichen Gesichtern. Einige brummten: „Warum will der Tuan uns unglücklich machen, uns die Geister ins Dorf treiben? Laß ihn doch in Tungku (dem Regierungsplatz) bleiben! Warum will er noch einen andern Platz haben?" Ich beschloß von dem Platze überhaupt zunächst nichts mehr zu sagen, sondern redete die Leute freundlich an: „Warum denn so böse? ich bin doch gekommen, Euch zu erfreuen, und dabei tat ich meine Schätze auf, um mit dem Inhalt die Gemüter zu beruhigen. Die Männer bekamen etwas buntes Zeug, die Frauen Kämme, und die Kinder streichelte ich und versicherte ihnen, daß ich sie lieb hätte, und beschenkte sie mit Glasperlen. Schon wurden alle freundlicher, da mit einem Male kommt der zweite Dorfälteste vom Felde heim, sieht den Mann, der am Morgen mit uns war, und fährt schimpfend über ihn her. Um die Flammen seines Zornes zu dämpfen, griff ich schnell nach einer bunten Decke und warf sie ihm um die Schultern, ihn beschwichtigend: „Alterchen, mal nicht so böse." Da ging ein freundlicher Zug über sein Gesicht, und er ließ sich von mir am Arme in den Kreis führen, um zuzuhören, was ich eigentlich unter ihnen tun wolle. Ebenso machte ich es mit dem Dorfhäuptling, der gleich böse hereinkam, und sagte dabei: „Sieh, ich habe für Dich gesorgt, daß Du eine warme Decke habest, wenn Du Fieber bekommst". Er kauerte denn auch neben mir nieder, bemerkte aber vorsichtig, daß ihm die Decke keine Verpflichtung auferlege. Nun wurden wieder die Bedenken ausgekramt. Ich machte ihnen begreiflich, was sie alles bei mir und meiner Frau lernen könnten, wovon bei den Männern Lesen, Schreiben, Schmieden, Töpfemachen und bei den Frauen Kleidernähen am meisten Anklang fand. Da ich nebenbei diesen gebornen Kinderfreunden immer wieder versicherte, daß ich die Kinder lieb hätte, und diese streichelte, hatte ich allmählich das Vorurteil soweit bekämpft, daß der Dorfälteste den Vorschlag machte: „Laß uns noch einmal darüber nachdenken." Mehr konnte ich ja bei den bestehenden Verhältnissen nicht erwarten. Ich stimmte zu und zog guten Mutes mit der Laterne, denn es war schon finster geworden, meine Wasserstraße. In der Nacht ist dann auch noch ver-

handelt worden. Es bildeten sich zwei Parteien. Die kleinere wollte mir für zwei Büffel den Platz abtreten; die größere Partei aber hatte sich von den malaiischen Mohammedanern zu viel einschüchtern lassen, die die Geisterfurcht der Leute geschickt zu benutzen wußten. Dennoch verzagte ich nicht und legte meinem Gott die Angelegenheit im Gebete vor. Den Baibaiern, die mich vor der Abfahrt besuchten, sagte ich nochmals, daß ich es gut mit ihnen meine, sie mir aber, von schlechten Freunden beraten, böse wären. Da streichelten sie mich und sagten treuherzig: „Wir sind Dir nicht böse, Du bist ein guter Tuan". So befahl ich denn diese Sache und den Lehrer mit den Arbeitern, die in fremder Umgebung zurückbleiben mußten, um ihre Aufgabe zu erfüllen, meinem Gott und schrieb mit innerer Ruhe beim Abschied zur Rückfahrt nach Padang in mein Tagebuch: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft". Er hat geholfen, wenn auch anders, als ich damals dachte und hoffte.

Da nur einmal jeden Monat ein Schiff nach Mentawei fuhr, so blieb Missionar Lett fünf Wochen ganz ohne weitere Nachricht von dort. Sehr oft eilten seine Gedanken hinüber, während er in Padang weitere Sprachstudien trieb und sonstige Vorbereitungen traf. Gern hätte er gewußt, wie sich die Angelegenheit mit dem Stationsplatze weiter gestaltet hatte, ob seine Arbeiter gesund blieben und ihre Arbeit fortschritt usw. Doch er konnte nichts anderes tun, als alles dem Herrn immer wieder ans Herz legen und warten. Als er dann nach fünf Wochen glücklich wieder in Nordpageh ans Land stieg, durfte er mit dankbarem Herzen hören, daß seine Leute alle gesund waren; allerdings hatte es ihnen in der letzten Zeit an Proviant gefehlt. Doch diesem Mangel konnte nun abgeholfen werden. Am meisten war Lett gespannt zu erfahren, wie es mit dem Stationsplatz stand. Da mußte er nun zwar hören, daß die Sache mit den Baibaileuten aussichtslos war; dagegen aber wußte der Lehrer von einem andern noch besseren Platze, dessen Besitzer gesonnen sei, ihn abzutreten. Da das Schiff sich nur sehr kurz aufhalten wollte, mußte sofort gehandelt werden. Es wurde also Botschaft an den Besitzer des Platzes gesandt, und Lett ging mit einigen Begleitern hin, um den Platz zu untersuchen. Zu seiner Freude und zu seinem Staunen zugleich führte ihn der Lehrer

zu dem Hügel, der ihm bei der ersten Untersuchungsreise schon in die Augen gefallen war, von dem es aber damals hieß, es sei kein Wasser da. Der Lehrer hatte den Hügel untersucht und eine Quelle entdeckt. Nachdem sie sich etwa eine halbe Stunde lang durch den Urwald gearbeitet hatten, erreichten sie diese Quelle, und soviel trotz des wildverschlungenen Dickichts festzustellen war, schien der Platz für die Anlage einer Station sehr geeignet. Leider war aber der Eigentümer noch nicht erschienen, und es war sehr zu fürchten, daß er durch das sogen. „punen" (Opferfestfeier) am Kommen verhindert war. Das hätte allerdings alles Weitere in dieser Sache vorläufig unmöglich gemacht: denn schon am andern Tage fuhr das Schiff wieder ab, und Lett mußte wieder nach Padang zurück; denn noch waren die Vorbereitungen nicht soweit, daß er auf Mentawei bleiben konnte. Mit Sorgen im Herzen kehrte Lett deshalb nach seinem Standquartier bei den Arbeitern zurück. Zu seiner großen Freude traf er dort Sailamanei, den Eigentümer des Platzes, der eben mit seinem Onkel angekommen war. Er lud nun beide zunächst zum Essen ein. Während der Reis gekocht wurde, zeigte er den Leuten Bilder und andere ihnen noch unbekannte Sachen und suchte sich mit ihnen anzufreunden. Das gelang ihm auch merkwürdig schnell, wobei wohl das Verlangen, einige von den gezeigten Sachen zu besitzen, gute Wirkung tat. Nun wurde das Essen aufgetragen. Nachdem sich alle gesetzt hatten, wollten die Mentaweier gleich mit ihren Fingern zulangen; aber Lett bedeutete ihnen, sie müßten erst mit Gott davon reden. Er faltete seine Hände und betete, und die Leute machten es nach, das erste Mal, daß Mentaweier ihre Hände im Gebet falteten, ohne allerdings die Bedeutung recht zu verstehen.

Nach dem Essen wurde dann in Ruhe weiter verhandelt, wobei nun die Platzfrage die Hauptsache vor. Leider saß auch ein Mann von Baibai dabei, der den früheren Platz verweigert hatte. Der wußte wahre Schauergeschichten zu erzählen, wie die Geister, durch die Anlage der Regierungsstation Tungku aufgeschreckt, jetzt in ihr Dorf kämen, um Unglück anzurichten; daher würden sie, obwohl nicht Eigentümer des Platzes, auch nicht zugeben, daß der Tuan sich dort ansiedele. Bei dieser Rede verzog Sailamanei bedenklich das Gesicht. Nun galt es für Lett den Spieß umzukehren, und er sagte:

„Euch geschieht ganz recht. Hätte ich mich zwischen Euch und Tungku setzen können, dann hätte ich die Geister aufgehalten, und sie hätten Euch nicht erreichen können; aber Ihr habt es mir gewehrt.“ Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht, und nach einigem Hin- und Herreden ließ sich Sailamanei bereit finden, mit seinem Onkel und Lett zusammen den Platz in Augenschein zu nehmen. An Ort und Stelle wurde dann weiter verhandelt. Es stellte sich bald heraus, daß die Leute fürchteten, Lett werde auch Soldaten und Polizei mit Gewehren mitbringen wie die Regierungsbeamten. Nachdem sie darüber beruhigt worden waren, ihnen auch versprochen war, daß zunächst kein Holz auf dem Platze verbrannt werden sollte, willigten sie ein, ihn abzutreten. Bezahlung wollten Sie nicht annehmen, sondern wiesen sie zurück mit den Worten: „Wir sind ja Freunde; später, wenn Du gebaut hast, kannst Du uns etwas geben.“ Lett achtete es aber doch besser, ihnen eine Art Anzahlung zu geben, und so überreichte er jedem eine Hose und eine Jacke, womit sie dann wohlgemut abzogen. Wohl meldeten sich nun auch noch einige Miteigentümer, denen wohl die Kleider gefallen hatten und mit denen dann noch allerlei Verhandlungen geführt werden mußten; aber im allgemeinen war doch die Sache erledigt. Als sich Missionar Lett am Abend zur Ruhe begab — das erste Mal auf Mentaweiboden, weil das Schiff noch eine andere Insel besuchte — da konnte er seinem Gott danken, der alles soweit zum guten Ende geführt hatte; und ihm konnte er deshalb auch das Kommende mit Vertrauen anheimstellen. Die Losung des Tages lautete: „Seid getrost und unverzagt, alle, die ihr des Herrn harret“. Am folgenden Tage traf er noch allerlei Anordnungen für die Arbeiter und kehrte dann mit dem Schiffe nach Padang zurück.

Die nun folgenden vier Wochen, in denen die eigentlichen Vorbereitungen zur Uebersiedlung getroffen werden mußten, waren eine sehr arbeitsreiche Zeit. Hunderterlei Dinge, die man in der Wildnis zumal bei der Aufrichtung einer Station nicht entbehren kann und die man für eintretende Fälle im Vorrat haben muß, weil eben ihre Beschaffung nicht möglich ist, mußten zusammen gekauft und gesucht werden: Baumaterial, Bretter, Dachmaterial, Eisensachen, Werkzeuge usw., ferner Proviant für die Arbeiter, in

Reis, Salz, getrocknetem Fisch, Tabak ꝛc., bestehend. Endlich die einem Europäer unentbehrlichen Dinge: Bett, Stuhl, Tisch, Schrank, Kochgeräte und vieles andere: nichts durfte vergessen werden. Die aus den Bataklanden bereits angekommenen Zimmerleute mußten beschäftigt und beaufsichtigt werden. Sie zimmerten das Gestell zu einem ersten kleinen Häuschen, das mitgenommen und auf Mentawei aufgerichtet werden sollte, und machten Türen und Fenster für das später zu errichtende größere Haus.

So kam endlich schnell genug der Abfahrtstag des Schiffes heran. Das Jahr 1901 neigte sich seinem Ende zu. Eben konnte Lett noch im Kreise seiner Familie, die vorläufig in Padang zurückbleiben mußte, Weihnachten feiern. Nachdem dann alle Sachen verladen waren, schiffte er sich nach bewegtem Abschied von Frau und Kindern mit 16 Arbeitern am 28. Dezember zur Uebersiedlung nach Mentawei ein. Nicht ohne Sorgen legte Lett die Fahrt zurück. Er dachte an die vor 4 Wochen zurückgelassenen Arbeiter, ob er sie wohl alle gesund widerfinden würde, und nicht zum wenigsten an die Angelegenheit des Stationsplatzes. Wer bürgte ihm dafür, daß der Eigentümer nicht neue Schwierigkeiten machen oder andere Leute ihm die Ansiedlung wehren würden? Doch glücklicher Weise wurden alle diese Sorgen zerstreut. Schon vor der eigentlichen Landung konnte ihm der Lehrer berichten, daß die Arbeiter wohl viel am Fieber gelitten hätten, aber doch alle wieder leidlich wohl seien und daß die Platzfrage endgültig erledigt sei. Hören wir nun, wie Lett selber über die nächsten Tage berichtet.

„Mit dem Gefühle, der Herr hat geholfen, und der Zuversicht, er wird auch weiter helfen, stiegen wir am Sonntag den 29. Dezember abends ans Land, nachdem alle unsere Sachen in buntem Durcheinander an den wilden Strand hingeworfen waren. Alsbald fuhr der Dampfer wieder ab. Dafür öffneten sich die Schleusen des Himmels mit einem Tropenregen über uns, daß wir nicht wußten, wohin, und die Zuversicht zu bewahren, schwer war. Da standen wir mit unser durchnäßten Sachen und konnten nur mit Mühe 7 Minuten weit durchs nasse Dickicht ins Land vordringen, um die allernötigsten Sachen unter einem Schutzdach zu bergen. Diese Hütte war nach allen Seiten offen, auch oben nicht dicht,

und unten auf dem Boden lief das Wasser durch. Es war kaum trockenes Holz aufzutreiben, sodaß wir nur mit viel Mühe ein Abendessen kochen konnten. Nach dem Essen wurde noch eine Abendandacht gehalten als Ersatz für den ausgefallenen Sonntagsgottesdienst, und jeder suchte für die ermüdeten Glieder irgend ein Plätzchen als Lager zu finden. Zum Glück hatte ich meine Matratze noch vor gänzlicher Durchnässung schützen können, so daß ich ein leidliches Lager fand; aber trotz Uebermüdung wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Nicht nur das Rauschen von Sturm und Regen vertrieb ihn, sondern auch allerlei Sorge für die nächsten vier Wochen, bis das Schiff wieder kam. Die durchgemachten Fieberzeiten an der Westküste von Nias mit ihrer Not und ihrem Elend lebten wieder vor meinem Geiste auf. Es schien unmöglich, ohne Fieber wegzukommen in dem dumpffeuchten Urwald, bei völlig aufgeweichtem Erdreich. Das stand fest, zweierlei mußte bis Neujahr noch erreicht werden: die Hütte mußte für die Leute und Sachen ausgebaut und ein Häuschen für mich errichtet werden.

Trotz des Regens machten wir uns am andern Morgen sofort an die Arbeit. Jedem einzelnen wurde seine Aufgabe gestellt. Ich kroch im Busche herum, um ein ebenes und geeignetes Plätzchen zur Errichtung meines Häuschens zu suchen; die Niasser säuberten den Platz; einige Mentaweijünglinge trugen das Material vom Strande herauf, und die Zimmerleute schlugen das mitgebrachte Gestell auf. Dann wurde das Dach gemeinschaftlich gedeckt und Flur und Umwandungsbretter befestigt. So war nach angestrengter Arbeit in zwei Tagen das erste Missionshäuschen notdürftig hergerichtet. Noch am Abend im Halbdunkel wurden meine Sachen hineingebracht. Mit welch dankbarem Gefühl ließ ich mich auf meinem Stuhle nieder, um mein mehr als einfaches Abendessen zu verzehren! Auch die Hütte für die Leute war von einigen Arbeitern in wohnlichen Stand gesetzt worden. Trotz großer Müdigkeit besuchte ich nach dem Essen die Leute dort, um ihnen, jedem Volke in seiner Sprache, einen Sylvestergottesdienst zu halten, worauf je ein Niasser und ein Batak in seiner Sprache betete. Dadurch waren selbst die übermüdeten Leute wieder so munter geworden, daß sie abwechselnd ihre Lieder sangen. So war es denn noch herrlich geworden. An

dem Platze, wo bisher nur finstere Geisterfurcht die Herzen gefangen gehalten hatte, erklangen Lieder zur Ehre des Durchbrechers aller Bande.

Bald legte sich alles zur Ruhe. Da aber meine Gedanken durch Freude und Sorge bewegt waren, nahm ich noch in der zwölften Stunde mein Horn und ließ gemäß meiner Doppelstimmung in den Wald hinausschallen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" und „Ach bleib mit deiner Gnade". So innerlich durch des Herrn Nahesein erquickt, fand der müde Leib noch seine Ruhe, bis die hellen Sonnenstrahlen durch die Bretterritzen lugten und der vierstimmige Gesang der Batakchristen: „O Jesu wahres Licht" mich weckte. Das war nach dem trüben Sylvester ein lichtverheißender Neujahrsgruß."

So war denn ein Anfang gemacht und wenigstens ein wenn auch nur notdürftiges Unterkommen für Missionar Lett und seine Arbeiter beschafft. Nun galt es die Errichtung der eigentlichen Station in Angriff zu nehmen. Während die Zimmerleute das Holz für die zu errichtenden Gebäude bearbeiteten, war es zunächst die Aufgabe der übrigen Arbeiter, einen freien Platz und einen Weg nach dem Strande zu schaffen. Das war natürlich eine sehr schwierige Arbeit. Wohin man blickte, war überall Urwald mit mächtigen Baumriesen und undurchdringlichem Dickicht. Monatelang mußte Holz gefällt, zersägt und weggeschafft werden. Dabei blieben die dicken Baumstumpfen noch in der Erde stecken. Eine göttliche Bewahrung ist es zu nennen, daß Lett und seine Leute in dieser Zeit trotz der schweren Arbeit und dem fieberschwangeren Klima von schweren Krankheiten verschont blieben, während auf der eine gute halbe Stunde entfernten Regierungsstation viel Fieber herrschte.

Im März 1902 waren zwei Kammern im neuen Missionshause bewohnbar und auch die anderen Arbeiten soweit gefördert, daß Lett daran denken konnte, seine Frau und Kinder von Sumatra herüber zu holen. Das gab noch einmal viele Vorbereitungen und einen schwierigen Umzug. Was mußte nicht alles mitgenommen werden? Hunderte von kleinen und großen Dingen hat ja eine europäische Familie zum Leben nötig, an die man in gewöhnlichen Verhältnissen kaum denkt. Jetzt durfte nichts vergessen werden; denn auf der ein=

Station Sikakap.

samen Insel war nichts zu haben, und es gab nur einmal im Monat Schiffsgelegenheit. Manche Europäer in Padang fanden es geradezu ungeheuerlich, daß eine europäische Frau mit ihren Kindern in die Wildnis nach Mentawei ziehen wollte, um dort dauernd mit ihrem Manne zu wohnen. Ein holländischer Beamter fuhr mit demselben Schiffe, weil er nach einem Platze versetzt war, wo außer ihm nur noch ein Europäer wohnte. Er fand das entsetzlich, und doch war's bei ihm nur für ein Jahr. Er sagte zu Missionar Lett: „Sie tun's von Herzen, ich nur ums Brot; sonst würde ich mich bedanken". Lett bemerkt dazu: „Ja freilich, wenn nicht aus tieferem Trieb, dann wäre es unmöglich."

In der ersten Zeit auf Mentawei kam indessen der Missionarsfamilie die Einsamkeit wenig zum Bewußtsein. Schon der Umzug brachte soviele Arbeit und Sorge, daß zu weiterem Nachdenken nicht viel Zeit blieb. Dann folgte die erste Einrichtung im halbfertigen Missionshause zu Sikakap. Die Güter mußten auf erst halbfertigem Wege vom Strande nach dem Stationsplatz geschafft werden. Auf dem Platze selbst lagen noch die gefällten Baumriesen kreuz und quer durcheinander, und nur mit Mühe konnte Frau Missionar Lett über diese ins Haus gelangen. Für sie galt es nun in den erst halbfertigen Stuben, in denen noch alles durcheinander lag, Ordnung zu schaffen, während die Arbeiter unter ihres Mannes Aufsicht noch viele Wochen arbeiten mußten, um außerhalb des Hauses nur die allernötigste Ordnung herzustellen.

Obschon alle diese Arbeit vor ihnen lag und sie ihre schwachen Kräfte, die man im tropischen Fieberland noch dazu nicht so anstrengen darf, wie man gern möchte, um nicht gleich krank zu werden, kannten, so war doch beider Herz am ersten Abend auf Sikakap — es war am 21. März 1992 — voll Lob und Dank gegen den treuen Gott, der sie gewürdigt, ihm am Bau seines Reiches hier zu dienen, und ihnen bisher so freundlich geholfen hatte. Noch erhöht wurde die Freude, als bald darauf bei schönem Mondschein die christlichen Arbeiter ein Loblied zur Begrüßung im stillen Urwald erschallen ließen.

Schon während der Stationsanlage und den vielen äußeren Arbeiten, die Lett kaum einen Augenblick freie Zeit ließen, hatte er doch stets die Hauptsache, die eigentliche

Missionsarbeit, nicht aus dem Auge gelassen. Wo sich irgendwie Gelegenheit fand, suchte er mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen, mit ihnen bekannt zu werden, ihr Vertrauen zu gewinnen usw. Vor allen Dingen mußte er darauf bedacht sein, die Sprache immer besser zu lernen. Bei seiner bedeutenden Begabung — sprach er doch zuletzt fließend fünf verschiedene indische Sprachen — machte ihm das nicht allzuviel Mühe. Schon bald konnte er daran denken, einige christliche Lieder und biblische Geschichten in die Mentaweisprache zu übertragen. Sonntags hielt Lett regelmäßig Gottesdienst mit seinen christlichen Arbeitern. Dazu fanden sich auch bald einige Mentaweier ein. Die Gelegenheit wurde dann benutzt, um diesen am Schlusse in ihrer Sprache eine Erklärung über den Zweck des Gottesdienstes und das Gehörte zu geben.

Zwei Monate nach der Uebersiedlung der Missionarsfamilie waren endlich die dringendsten äußeren Arbeiten soweit erledigt, daß die meisten Arbeiter nach Sumatra und Nias zurückkehren konnten. Lett konnte sich nun auch noch mehr als bisher der Arbeit an den Eingeborenen widmen. Durch Besuche, die er oft in Begleitung seiner Frau in den nächsten Dörfern machte. suchte er immer mehr mit den Leuten Fühlung zu bekommen. Besonders gute Dienste leistete ihm dabei die Darreichung von Medizin. Da viele Kranke auf die Station kamen, errichtete er dort eine Hütte, um ihnen ein Unterkommen zu verschaffen. Das Vertrauen der Leute zum Missionar schien zu wachsen, und als zu Ende des Jahres 1902 der junge Missionar Dannert zur Hilfe ankam, schauten die Brüder hoffnungsvoll in die Zukunft.

Die eigentlichen Schwierigkeiten der Arbeiten zeigten sich erst im zweiten Jahre, 1903. Nachdem die erste Neugierde bei den noch tief im Heidentum steckenden Leuten vorüber war, blieben die meisten wieder von den sonntäglichen Gottesdiensten weg. Auch eine begonnene Schule wollte nicht zur Blüte kommen. Mit zwei Feinden galt es zu kämpfen. Auf der einen Seite suchten die mohammedanischen Malaien, die als Händler auf der Insel wohnten, die Missionare auf alle nur erdenkliche Weise zu verdächtigen, und auf der andern Seite standen sie dem Banne eines festgefügten Heidentums mit seinen Priestern und Götzenfesten gegenüber. Ueber das letztere schreibt Lett: „Die Religion der Insulaner ist ein Gemisch von Aberglauben,

Geisterfurcht, Zauberei und Hexenangst. In allem führt der Zauberpriester, dem das Volk beinahe blindlings glaubt, das Hauptwort. Dies ist besonders verhängnisvoll, weil es der Zauberer ganz in der Hand hat, bei Krankheiten oder Unglück irgend jemand der Hexereri zu bezichtigen, der dann kurzerhand aufgehängt wird. Dies Los traf voriges Jahr über 20 Personen". Diese Waffe wurde auch gegen die Missionare und ihre Arbeit angewendet. Als sie im Anfang eine nette Schule in Gang gebracht hatten, zu der die Leute zahlreich kamen, wurden plötzlich zwei der fleißigsten Familien der Hexerei beschuldigt und flohen nach dem Süden. Nachher wollte es schwer gelingen, wieder eine Schule zu sammeln. Opferfeste, die man Punen nennt, werden bei allen möglichen Vorkommnissen gefeiert, bei jeder Krankheit, beim Vornehmen einer Arbeit, wenn ein Baum in der Nähe umfällt, wenn man ein verdächtiges Geräusch im Fluß oder Wald hört usw. Es wird dann tagelang nicht gearbeitet, und die Dörfer, wo ein solches Punen stattfindet, sind für alle Fremden geschlossen; niemand darf hineinkommen. Diese Opferfeste finden sich, wie bekannt, überall bei animistischen Heidenvölkern, doch scheinen sie bei den Mentaweiern besonders ausgebildet zu sein. Die Mentaweier vergeuden über die Hälfte ihrer Zeit mit ihren Punen-Enthaltungsfesten. Jeder Fleißige muß fürchten, wenn seine Arbeit gerät, von seinem faulen Nachbar der Hexerei beschuldigt zu werden, und diese Furcht lähmt jedes Streben und jeden Fortschritt. So erwies sich das anfangs ziemlich harmlos erscheinende Heidentum, je mehr man es kennen lernte, als eine unheimliche Macht. Die Leute seufzten wohl unter dem Druck; der einzelne aber war und ist kaum imstande, sich von diesem Banne loszumachen, da er stets die Rache besonders der Zauberpriester zu fürchten hat. Die Missionare wurden zunächst von den Leuten nur als eine besondere Art Zauberpriester angesehen, zu denen sie in Krankheitsfällen kamen, um sich Medizin zu erbitten, wie sie bei anderer Gelegenheit sich von ihren eigenen Priestern irgend ein Zaubermittel zu holen pflegten. Allerlei Krankheiten unter den batakschen Dienstleuten der Missionare und der Tod einer auf die Station gebrachten alten, kranken Frau verbreiteten eine abergläubische Furcht, sodaß die Eingeborenen die Station von da an fast ganz mieden.

Zu allen diesen betrübenden Erfahrungen kam noch, daß Missionar Dannert das ungesunde Klima nicht vertrug und schon nach etwa zweijährigem Aufenthalt auf Mentawei nach Sumatra versetzt werden mußte. So stand denn Lett wieder allein allen diesen unendlichen Schwierigkeiten gegenüber, die wohl dazu angetan waren, mutlos und verzagt zu machen. Doch davon war bei einem Lett nicht die Rede. Sein ungebeugter Glaubensmut und seine natürliche Energie halfen ihm immer wieder, allen Schwierigkeiten Trotz zu bieten und auf Hoffnung weiter zu arbeiten. Wollte es in der Nähe nicht gelingen und verhielten sich die Leute da ablehnend, so suchte er in der Ferne, oft auf lebensgefährlichen Fahrten auf den andern Inseln den Samen des Wortes Gottes auszustreuen. Daneben arbeitete Lett fleißig an der Sprache, suchte sich selbst immermehr in dieser zu vervollkommnen, verfertigte Uebersetzungen und legte eine Wörtersammlung als Vorarbeit zu einem späteren Wörterbuch an.

Der beste Beweis für den unermüdlichen Fleiß Letts ist die Literatur, die er in der mentaweiischen Sprache hinterlassen hat. Schon am Schluß der ersten fünf Jahre hatte er den Katechismus, über 60 biblische Geschichten, etwa 20 Lieder und ein Lesebüchlein übersetzt. Davon ließ er eine Fibel und einen kleinen biblischen Leitfaden von 24 Seiten im Druck erscheinen. In den folgenden Jahren arbeitete er noch ein zweites Lesebuch, ein Rechenbuch und einen Leitfaden für Geographie aus, vermehrte die Liedersammlung und arbeitete fleißig an dem Material für das Wörterbuch weiter. Der Tod kam ihm zuvor, als er grade das Lesebuch zum Druck nach Sumatra senden wollte, und einer seiner letzten Briefe ist ein Brief an die holländische Bibelgesellschaft, in dem er diese um die Drucklegung der biblischen Geschichten des Alten Testamentes bittet; die neutestamentlichen habe er bis zu der Leidensgeschichte auch fertig liegen und hoffe sie bald folgen lassen zu können. Gleichzeitig bittet er um den Druck eines kleinen biblischen Leitfadens in der Enganosprache, „der wohl das einzige literarische Dokument bleiben würde, daß diesem aussterbenden Völklein gesetzt werde.“

Leider litt seine und seiner Frau Gesundheit sehr unter dem ungesunden Klima und allen den Schwierigkeiten und Mühen, sodaß sie im Laufe des Jahres 1905 in dem kühleren

Klima Sumatras Erholung suchen mußten. Doch schon nach kurzer Zeit kehrten sie nach Mentawei zurück.

Ende des Jahres bekam Lett auch wieder Hilfe in dem jungen Missionar Spiecker. Die holländische Regierung zeigte sich der Arbeit stets sehr gewogen; der Beamte schaffte auf Letts Bitten in der nächsten Umgebung einige Ordnung und brach insonderheit durch das Verbot des Hexenaufhängens den Bann der Furcht, der den einzelnen zurückhielt, sich dem Missionar zu nähern. So schien sich die Missionsarbeit langsam etwas hoffnungsreicher zu gestalten. Es konnte wieder eine Schule in Gang gebracht werden; es fanden sich etwas mehr Leute zum Gottesdienst ein, und ein in der Hospitalshütte lange verpflegtes Mädchen schien innerlich angefaßt, und bat um die Taufe.

Inzwischen hatte Lett noch eine andere mühevolle Arbeit bekommen. Etwa 50 geographische Meilen weiter nach Süden liegt das zum Gebiet von Bengkulen gehörende einsame Inselchen Engano. Dort wohnt ein aussterbender Volksstamm, der in den letzten Jahrzehnten von 6000 auf nur 500 Seelen zurückgegangen war. Wohl hauptsächlich aus politischem Interesse wünschte die holländische Regierung, womöglich diesen Leuten wieder aufzuhelfen. Sie forderte deshalb unter dem Versprechen reichlicher Unterstützung die Rheinische Missionsgesellschaft auf, auch dort die Missionsarbeit zu beginnen. Auch diese Arbeit wurde Lett übertragen; er sollte sie von Mentawei aus leiten und beaufsichtigen. Zwar wurde einige Male der Versuch gemacht, einen Missionar auf Engano zu stationieren; doch scheiterte er jedesmal an dem ungesunden Klima. So mußte denn Missionar Lett auch hier die treibende Kraft bleiben. Er hat viele Verhandlungen mit der Regierung geführt, ist zu diesem Zwecke einmal selbst beim Generalgouverneur in Batavia gewesen und hat sich keine Mühen und Reisen verdrießen lassen, um auch diese Arbeit zu fördern. Die Arbeit selbst wurde durch batakſche Gehilfen betrieben; doch hat Lett sehr oft auf schwierigen Reisen das Inselchen besucht und sich längere oder kürzere Zeit dort aufgehalten, um alles zu ordnen und zu leiten.

Er hatte dann auch die Freude, daß diese Arbeit bald Früchte zeigte. 1903 war sie begonnen, und schon Ende 1905 konnte Lett die ersten Enganesen taufen, denen in den

nächsten Jahren andere nachfolgten. Im ganzen konnte Lett auf Engano 55 Eingeborene taufen, und am Ende des Jahres 1908 bestand die kleine Gemeinde dort mit den batakschen Lehrerfamilien aus 80 Seelen. Die Leute haben sich auch schon ein Kirchlein gebaut. Eine Glocke dafür wurde von Missions-

Dudi, der Erstling von Engano und ein Häuptling.

freunden des Tecklenburger Landes gestiftet. Das Türmchen mit Wellblech gedeckt, grüßte Lett bei seiner letzten Reise nach Engano schon aus der Ferne. Eine Anzahl Leute befindet sich noch im Taufunterricht. So ist Hoffnung vorhanden, daß auch der Rest der Bevölkerung sich dem Christentum

zuwendet. Ob sie dadurch vor dem völligen Aussterben bewahrt wird? Nach dem von einer Seite aus angeregten und dann auch von Lett aufgenommenen Plane ist ein Versuch gemacht worden, batakshe Christenfamilien von Sumatra auf Engano anzusiedeln, und durch Verbindung mit diesen ihren Fortbestand zu sichern. Durch das ungesunde Klima und andere Umstände ist dieser Versuch aber mißglückt, und die Ansiedler mußten in ihre Heimat zurückkehren.

Im Frühjahr 1907 kehrte Lett für kurze Zeit in die Heimat zurück, einmal um sich körperlich und geistig zu erholen, dann aber auch, um mit dem Vorstand in Barmen die Angelegenheiten und Schwierigkeiten der Arbeit auf Mentawei und Engano zu besprechen. Seine Frau und Kinder blieben auf Sumatra. Im November kehrte er mit dem jungen Missionar Börger, der für eine der anderen Mentaweiinseln in Aussicht genommen war, nach Sikakap zurück, und nahm seine Arbeit wieder auf.

Er fand die Arbeit eher zurück- als vorwärts gegangen. Die ihm feindlich gesinnten Elemente, sonderlich die Zauberpriester, hatten die Zeit seiner Abwesenheit benutzt, die Leute wieder mehr unter ihren Einfluß zu bringen. Die Missionsstation wurde fast ganz gemieden; das Heidentum trat wieder in krassester Weise hervor, und das Verhalten der Leute den Missionaren gegenüber grenzte oft an Frechheit.

Hier setzt von ihm selbst nicht veranlaßt noch herbeigeführt, ein neuer und der letzte Abschnitt in der Missionsarbeit Letts auf Mentawei ein. Die Unbotmäßigkeit der Leute richtete sich immer mehr auch gegen die holländische Regierung. Schon vor der Abreise Letts in die Heimat hatten sich die Bewohner des Dorfes Taikako einen Ueberfall auf die Prauw eines chinesischen Händlers zu schulden kommen lassen, die durch den damaligen Befehlshaber der wenigen auf der Insel vorhandenen Soldaten nicht die durchgreifende Sühne fand. Das mußte ja ihren Uebermut nur noch verstärken. Die Missionare bekamen diesen in allerlei Uebergriffen zu erfahren, die sie sich gegen den der Station zugewiesenen Besitz an Land oder auf andere Weise erlaubten. Anstatt ihnen aber dabei genügende Hilfe zu teil werden zu lassen, ließ sich der Beamte noch geradezu gegen Lett einnehmen und suchte der Missionsarbeit eher noch Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Das

hat das Jahr 1908 zu einem der schwersten und unbefriedigendsten für Lett gemacht.

Eine Wendung trat ein, als der Beamte ohne Letts Zutun durch eigene Versehen seine Abberufung herbeiführte und durch einen anderen ersetzt wurde, dem eine freundliche Stellung zu Letts Missionsarbeit zur Pflicht gemacht wurde. Zugleich verstärkte die Regierung die Zahl der Soldaten und fing nun an energischer vorzugehen, die Unterwerfung der Leute unter ihre Botmäßigkeit zu erzwingen und das Land durch Anlegung von Wegen, an denen die Leute mitarbeiten mußten, zu erschließen und zugängig zu machen. Wie leicht zu verstehen, ging das nicht ohne neue feindliche Zusammenstöße ab. Bei all diesen ihren Unternehmungen aber suchte die Regierung die Vermittlung Letts nach, weil er am meisten mit den Leuten bekannt und allein mit ihrer Sprache hinreichend vertraut war. Lett glaubte der Regierung diese Dienste nicht weigern zu sollen. Einmal tat er das um der Leute willen. Er wollte sie vor unbedachtem und unklugem Widerstand bewahren, den sie mit harter, vielleicht blutiger Bestrafung hätten büßen müssen. Und mehr als einmal ist es ihm gelungen, drohenden Mißverständen zuvorzukommen, die Leute zu friedlicher Unterwerfung willig zu machen, Blutvergießen abzuwehren und durch sein Eintreten von ihnen verschuldete Strafen zu mildern. Die Regierung selbst hat die Verdienste, die sich Lett dadurch erworben hat, dankbarst anerkannt, so auch durch die Verleihung des Orange Nassau-Ordens. Zum andern aber glaubte Lett, worum es ihm doch vor allem zu tun war, der Sache der Mission damit zu dienen. Er wollte durch sein Eintreten für die Leute ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit erwerben und die Willigkeit in ihnen erwecken, auf die Verkündigung des Evangeliums zu hören. Er hat sich auch in aller Weise bemüht, daß der Unterschied zwischen Missionar und Regierung hervortrat und sichtbar blieb. Und der letzte Ausgang hat ihm Recht gegeben, auch wenn er vielleicht hier und da in seinen Bemühungen für die Regierung bis an die äußerste Grenze für einen Missionar gegangen ist. Ein wunderbarer Rat Gottes, daß er Lett gerade da aus der Arbeit abrief, als die schwersten Hindernisse, die der Arbeit auf Mentawei so lange Jahre entgegenstanden, entscheidend überwunden zu sein

schienen. Denn was war erreicht? Sonntag für Sonntag stellten sich so viele Mentaweier zum Gottesdienst ein, daß Lett schon an die Errichtung einer ersten ganz einfachen Kirche dachte. In der Woche sammelten sich gegen 100 Kinder auf der Station zur Schule. An der Westküste von Nord-Pageh war es zur Errichtung einer weiteren Schule gekommen, die die Leute selbst hatten bauen helfen, und deren Verwaltung Missionar Spieker übernommen hatte; auf der Ostküste war

Nach dem Gottesdienst vor der Schule. Missionar Fehr von Nias.

Missionar Börger ebenfalls mit der Aufrichtung einer Schule beschäftigt, und weitere waren auch schon geplant.

Doch wie ein Soldat, den im Augenblicke, in dem der Sieg errungen ist, die tötliche Kugel trifft, so sollte auch Lett den Sieg gleichsam im letzten Augenblick mit seinem Blut besiegeln.

Die Unterwerfung der Insel Nordpageh, war der Regierung bis Anfang des Jahres 1909 ohne allzugroße Schwierigkeiten dank der Vermittlerdienste Letts gelungen

Sie hatte aber den Plan, nicht bei der einen Insel stehen zu bleiben, sondern nach und nach auch die andern zu unterwerfen und unter ihre Verwaltung zu bringen, und sicher wird das für die Bewohner, die unter so manchen heidnischen Grausamkeiten seufzen, ein Segen sein.

Zunächst richtete die Regierung ihr Augenmerk nun auf die an der Ueberseite der Sikakapstraße gelegene Insel Südpageh. Im Mai 1909 war der Assistent-Resident von Padang nach dort gefahren, um das Dorf Sima'upopo zu unterwerfen. Es

In der Schule am Geburtstage der Königin.

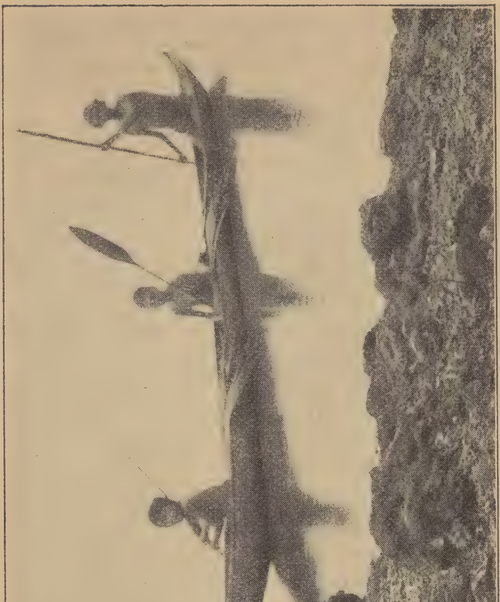
wurde dabei leider ein Auftreten mit bewaffneter Hand nötig. Eine kleine Abteilung Soldaten mußte dort stationiert werden, und die Feindseligkeiten der Bewohner waren noch nicht überwunden. Im August kam der Assistent-Resident mit dem Oberst und dem Kapitän des Abteilungsstabes wieder nach Sikakap, um mit dem etwa eine halbe Stunde Fahrens weiter südlich gelegenen Dorfe Talepule'i Verhandlungen anzuknüpfen Missionar Lett sandte einige Tage vorher Botschaft nach dort durch befreundete Eingeborne, um die Leute auf das Kommen der Regierungsbeamten vorzubereiten, sie zu friedlicher Unter-

werfung zu ermahnen und zu einer Unterredung an Bord des Schiffes einzuladen.

Am Freitag, den 20. August fuhr der Regierungsdampfer „Ceram“ von der Regierungsstation Sawang Tungku ab. An Bord befanden sich außer den genannten Beamten und Offizieren auch der Zivilgezaghebber von Sawang Tungku, Missionar Lett, um dessen Dienste man wieder gebeten hatte, und 20 Soldaten, die als Ablösung für Simaupopo bestimmt waren.

Als das Schiff etwa 800 m vom Strande vor dem Dorfe Talopule'i Anker warf, schien alles auf einen friedlichen Empfang von Seiten der Eingebornen hinzudeuten. Am Strande sah man eine Anzahl Leute versammelt und die holländische Flagge aufgerichtet. Abgesandte Boten brachten Bericht, daß die Leute bereit seien, mit der Regierung zu verhandeln, sich aber fürchten, an Bord zu kommen. Lett erbot sich darauf, ans Land zu gehen, um mit den Leuten zu sprechen und sie zu beruhigen. Der Assistent-Resident stimmte dem Vorschlag zu, wenn Lett einige Soldaten zur Deckung mitnehmen wolle. Er lehnte das aber ab, da die Leute sich dann nur noch mehr fürchten würden. Der Kapitän und der Leutnant wollten ihn dann mit verborgen gehaltenen Waffen begleiten. Auch das wünschte Lett nicht; er war auch nicht zu bewegen, einen ihm angebotenen Revolver mitzunehmen. Da ließ ihn der Assistent-Resident mit einem jener langen schmalen Boote der Eingeborenen und fünf befreundeten Mentaweiern als Ruderer nach dem Strande abfahren, nachdem er versprochen hatte, nicht ans Land zu gehen, sondern vom Boot aus mit den Leuten zu verhandeln. Beim Schiffe wurde die Dampfpinasse bereit gehalten, um, wenn nötig, sofort zur Hilfe kommen zu können; Lett sollte eine weiße Flagge hissen, sobald ihm Gefahr drohe.

Als nun das Boot in der Nähe des Strandes still lag, kam ein Boot vom Lande her, in dem verschiedene Eingeborne saßen. Einer von diesen stieg in Letts Boot über und erklärte, mit zum Schiff gehen zu wollen. Darauf kam noch ein anderes Boot vom Strande her, in dem sich mit Buschmessern bewaffnete Leute aus Talopule'i und die tags vorher gesandten Boten befanden. Da die Leute anscheinend freundlich gesinnt waren, dachte Lett daran, doch an den Strand zu gehen, um besser mit den Leuten sprechen zu können. Dies



Mentaweiisches Boot.

wurde ihm aber von den Boten entschieden wideraten. Er stand dann auch davon ab, erlaubte aber zwei von den zuletzt gekommenen Leuten, die mit zum Schiffe wollten, in sein Boot zu steigen und auch ihre Messer zu behalten, weil sie darum baten, und um keinerlei Argwohn bei ihnen aufkommen zu lassen. Der eine von ihnen setzte sich hinter, der andere vor Lett ins Boot, und so wurde die Fahrt zum Schiffe angetreten.

Anscheinend ganz unvermittelt riefen plötzlich die beiden zuletztgekommenen Leute, daß sie nicht mit zum Schiffe wollten, und auch vom Strande her wurde ihnen zugerufen: „Nicht an Bord gehen!“ In demselben Augenblicke griffen sie auch nach ihren Messern und schlugen auf den nichts ahnenden Missionar ein. Nachdem sie ihm die schwersten Wunden beigebracht hatten, sprangen sie ins Meer und entkamen mit ihrem Boot ans Land. Das geschah so plötzlich und unerwartet, daß die Ruderer, die Lett bei sich hatte, gar nicht dazu kamen, ihm zu Hilfe zu eilen; auch waren sie ganz unbewaffnet. Dann aber zogen sie sofort die weiße Flagge auf; augenblicklich eilte die Dampfpinasse zur Unglücksstätte und brachte den tötlich Verwundeten zum Schiffe. Lett hatte durch die Messerhiebe der Leute schreckliche Wunden erhalten. Der eine Kinbacken war auseinander geschlagen, die linke Hand durch und ein Fuß abgehauen; durch eine große Wunde in der Brust war die Lunge sichtbar. An Bord wurden dem Verwundeten durch den Schiffsarzt die Wunden so gut wie möglich verbunden. Wohl war er durch den starken Blutverlust sehr geschwächt, aber bei klarem Bewußtsein. Er verlangte nach seiner Frau und seinen Kindern, so fuhr die „Ceram“ sofort nach Sawang Tungku zurück.

Auf der Missionsstation, wo sich außer Frau Lett mit ihren zwei Kindern auch die Familie Spiecker befand — Missionar Börger war zur Aufrichtung seiner Schule abwesend — ahnte man von allem, was sich zugetragen hatte, nichts, wurde aber doch schon unruhig, als es nach Mittag hieß, das Schiff komme zurück. Es sollte sonst erst am Abend des folgenden Tages zurückkehren. In Spannung wartete besonders Frau Lett, den Grund der schnellen Rückkehr zu erfahren. Die Regierungsstation ist mit der Missionsstation durch ein Telephon verbunden. Nicht lange dauerte

es, so wurde Missionar Spiecker an dieses gerufen und ihm schonend mitgeteilt, daß Lett schwer verwundet sei und er mit Frau Lett aufs Schiff kommen möge. In strömendem Regen eilten alle, Frau Lett ihre beiden Kinderchen an der Hand, zum Strande, wo sie ein Boot vom Schiffe erwartete und an Bord brachte. Welch ein Wiedersehen! Vor ein paar Stunden hatte Lett sich gesund von seiner Frau verabschiedet, und nun fand sie ihn verwundet und verstümmelt, dem Tode nahe auf seinem Schmerzenslager wieder! Mit einer wollenen

Frau Miss. Lett mit mentaweiischen Mädchen.

Decke zugedeckt, lag er auf einer Matratze, die Hände in einem blutigen Verbande. Mit Heldenmut ertrug sie das Leid so still wie nur möglich, um ihren Mann nicht aufzuregen. Auf ihre Frage: „Ist es schlimm? hast Du viele Wunden?“ erhielt sie die Antwort: „Ja, ich glaube, daß ich sterben werde. Herr, vergib den armen Mentaweiern; denn sie wissen nicht was sie tun!“ Als Frau Lett dann sagte: „Ach, ich hoffe, der Herr läßt Dich wieder genesen?“ erfolgte die weitere Antwort! „Ja, dann ist's gut; aber ich glaube, er holt mich zu sich, grüße die Kinder und alle Lieben von mir“. Darauf

betete Missionar Spiecker mit ihm, und Lett bat, man möge ihm doch alles vergeben, wenn er jemanden beleidigt habe; er bat seine Frau, diese seine Bitte auch an andere Brüder zu übermitteln. Nach einer Weile sagte er: „Hab ich Unrecht heut getan, sieh es, Herr, mein Gott, nicht an; liebe Frau, sag es weiter". Sie fuhr fort: „Gottes Gnad und Christi Blut macht ja allen Schaden gut", und er bekräftigte es mit einem zweimaligen Ja. Frau Lett sagte dann: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd eingehen." Darauf antworte Lett abermals: „Ja, ja, ja". Er bat dann den Arzt, auf die Frage seiner Frau, ob es gefährlich mit ihm stehe, ihr alles zu sagen, da Christen sich nicht vor dem Sterben fürchteten. Der Arzt sagte nach einer Weile zu Frau Lett, die Sache stehe sehr ernst, schon wegen des großen Blutverlustes und der dadurch entstandenen Schwäche, aber es sei noch Hoffnung da. Der Verwundete müsse, wenn irgend möglich, zunächst etwas schlafen und dann sorgsam verbunden werden. Dabei erduldete Lett die schrecklichsten Schmerzen, und jede Ruhe und jeder Schlaf waren ihm versagt, auch ein Schlafpulver hatte keine Wirkung. Als er seine Frau so traurig sah, sagte er zu ihr: „Sei getrost, sei getrost", und ihre Frage, ob der Heiland ihm nahe sei, beantwortete er mit einem zuversichtlichen: „Ja, ja". Auf seine Bitte brachte man seine zwei noch kleinen Kinder, den fünfjährigen Otto und die neunmonatliche Hannah, zu ihm, damit sie ihn noch einmal sähen. Sie konnten ihm noch einen Abschiedskuß geben. Dabei sagte er zu seinem Töchterchen: „Mein Hannele, mein liebes Kind, Gott segne und behüte Dich Dein ganzes Leben lang", und als sie wieder weggebracht waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; Herr Jesu, hilf mir durchs letzte Stündlein". Seine Frau fragte ihn, ob sie ihm etwas aus dem Testament vorlesen solle. Er antwortete: „Lies nur, ich höre was ich kann, aber ich bin so müde". Sag mir: „Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut." Als sie ihm einen Vers von dem Liede: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" vorgesagt hatte, stellte sich Erbrechen ein. Dabei quälte ihn ein schrecklicher Durst. Neben ihm knieend, reichte ihm seine Frau frisches Wasser. Sie hörte ihn nochmals sagen: „Herr, vergib den

armen Mentaweiern, denn sie wissen nicht was sie tun"; und unter den Schmerzen an seinen Händen und in seiner Brust immer wieder seufzen: „Herr, mein Gott, hilf mir, o Herr Jesus, hilf mir durch das letzte Stündlein."

Da der Arzt Frau Lett nicht alle Hoffnung genommen hatte, so hoffte sie bis zuletzt auf Genesung; sie konnte es nicht fassen, daß der Herr ihr ihren Mann nehmen wolle. Es war mittlerweile Abend geworden, und der Arzt ordnete an, daß der Verwundete hinaufgetragen und noch einmal verbunden würde. Frau Missionar Lett, die solange auf die Bitte des Arztes hinausgegangen war, erzählt nun über das Weitere in einem Briefe, wie folgt: „Dann saß ich längere Zeit betend und wartend. Herr Mesquita, der freundliche Beamte von hier, setzte sich zu mir und erzählte mir, wie alles zugegangen sei, sagte, wie traurig es sei, und machte mir Hoffnung. Er sagte auch: „Er ist ein edler Mann; er hat den Mentaweiern doch soviel Gutes getan". Dann wurde ich wieder zu meinem Manne gerufen. Ich erschrak, wie blaß er aussah, und wischte ihm den Schweiß von der Stirne. Wie er mich sah, sagte er: „Frauchen, bist Du da?" und nach einer Weile: „Meine Augen sehen nicht mehr, wieviel Uhr ist es?" Es war $^1/_2$ 7. Ich dachte, es sei Schwäche, die vorübergehen werde, wenn er erst fertig verbunden sei und ruhig liegen könne. Bruder Spieker hörte noch, wie er sagte: „Adieu Frauchen, auf Wiedersehen im Himmel! adieu, adieu." Leider, leider hörte ich das nicht, weil ich gerade helfen sollte, sein Kissen auf das neue Lager legen. Wie er dort lag und ich dachte, er könne nun ruhen, und nachher könne ich mit ihm reden, da bewegten sich seine Augen noch etwas. Bruder Spieker betete, dann rief er den Doktor. Der behorchte das Herz, dann sagte er zu mir: „Frau Lett, ich muß Ihnen sagen, daß wir Ihrem Manne nicht mehr helfen können." Ich rief: „Herr Doktor, lebt er nicht mehr? das kann ich nicht fassen!" — Der Doktor antwortete aber nur: „So ein Sterben kann sich jeder wünschen". Dann saß ich lange bei dem Heimgegangenen und bat um Kraft und Ergebung. Ich gönnte es ihm ja so, daß er nun frei war von aller Not und Trübsal, von allem Kampf und aller anklebenden Sünde, wonach er sich so oft gesehnt hatte und er nun ruhen durfte bei Jesu im Lichte. Wie oft hatte er gesagt, wenn er des

Abends so sehr müde war: „Für mich gibt's keine Ruhe hier auf Erden, ich muß wirken, solange es Tag ist, und darf im Himmel ausruhen".

Am folgenden Tage, Sonnabend, den 21. August, wurde die Leiche dieses „heldenmütigen Mannes", wie der Assistent-Resident ihn in seinem Nachrufe nannte und gewiß mit Recht, auf dem Hügel nahe dem Missionshause zur Erde bestattet. Dort hatte er selber gewünscht begraben zu sein; dort ruht er nun aus von all der sauren Arbeit, die er so gern für seinen Heiland getan hat, und harrt dem seligen Auferstehungsmorgen entgegen, der einst auch über Mentawei anbrechen wird. Auch die Holländischen Beamten gaben ihm alle das letzte Geleit, und der Assistent-Resident widmete ihm einen ehrenden Nachruf am Grabe. Missionar Spiecker hielt die Grabrede nach dem Wunsche von Frau Lett über das Wort Evangelium Johannes 11, 25—27. Die Mentaweier suchten auch ihrem Mitleid und ihrer Trauer auf ihre Weise Ausdruck zu geben. Sie sagten, wie böse doch die Leute im Süden seien, und wie sie so traurig seien, daß der Tuan von ihnen gegangen sei, nun hätten sie niemand mehr, der ihre Sprache gut verstehe, sie unterrichte und ihnen helfe und wie sie so Mitleid mit Frau Lett und den Kindern hätten.

Es ist dem Missionar Lett nicht vergönnt gewesen, Mentaweier zu taufen; soweit war die schwierige Arbeit noch nicht gediehen; aber das Morgenrot des Tages, das auch über Mentawei aufgehen wird, hat er doch schauen dürfen. Die Rheinische Mission hat an ihm einen ihrer tüchtigsten, eifrigsten und hingebendsten Missionare verloren. Sein Gedächtnis wird im Segen bleiben. Ihm trauern seine Witwe und sechs unmündige Kinder nach. Zu früh ist, nach menschlichem Gedanken, der Mission der treue Arbeiter, der Witwe der liebende Mann und den Kindern, von denen schon vier in der Heimat weilten, der sorgende Vater entrissen worden. Doch Gottes Wege sind heilig und gut, auch wenn sie durch tiefe Wasser führen. Das wollen wir festhalten. Der Segen aber der Arbeit des Geschiedenen wird weiter fortwirken auch auf Mentawei. Gebe der Herr, daß sich bald erfüllt, warum er so oft gebetet hat, daß viele Mentaweier den Heiland preisen lernen als ihren Heiland, in dessen Dienst er seine Kräfte verzehrt und sein Leben dahingegeben hat.

A. von der Mühlen Bielefeld

b. Kleine Missionsschriften:

Nr.		Pf.	Nr.		Pf.
8.	Lioba. „Eine Missionarin in Deutschland vor 1000 Jahren"	5	37.	Von schwarzen, braunen und gelben Kindern	5
10.	Der weiße und der braune Johannes	5	38.	Sife, ein niassisches Christenmädchen	5
14.	Der Knabe auf dem Kirchhofe	5	39.	Die Papuakinder in der Schule	5
16.	Leben und Sterben eines Battakknaben	5	40.	Und das war ein Hottentott	5
19.	Warum treiben wir Mission?	5	41.	Rebekka, ein treues Hereromädchen	5
22.	Ein bekehrter Opiumraucher	5	42.	Vom Hirtenjungen zum Evangelisten	5
25.	Das Evangelium eine Kraft Gottes	5	43	Ein Mörder und ein Kopfabschneider	5
26.	Leben und Sterben eines frühvollendeten Battakchristen	5	44.	Ein dajakkisches Mädchen	5
27.	Wang Kingsu. Seliges Sterben eines Chinesen	5	45.	Wilhelm Hellweg	5
31.	Seliges Sterben von Kindern	5	46.	Friedrich Klaus	5
33.	Zwei Battakknaben	5	47.	Der kleine Jesaja	5
34	Eine Hochzeit mit Fieber usw.	5			
35.	Eine alte Priesterin die erste Christin	5			
36.	Jugendtage zweier niassischer Dorfgenossen	5			

c.	Geschichte der Rhein. Missions-Gesellschaft	geh. 3,—	geb. 4,—	Mk
d.	Christiane Kähler, eine Diakonissin		0,30	„
e.	Missionsliederbuch (100 Exemplare 5 Mk.)		0,10	„
f.	Atlas der Rheinisch. Missions-Gesellschaft	geh. 1,—	geb. 1,50	„
g.	Kurze Geschichte der Rheinischen Mission		0,40	„
h.	Lebensbilder der Rheinischen Mission		0,50	„
i.	Gedenkblatt der Rheinischen Mission		0,50	„
k.	Olpp, Erlebnisse		0,50	„
l.	Vergißmeinnicht der Rheinischen Mission		0,60	„
n.	Spiecker. Er führet mich auf rechter Straße		0,25	„
o.	75jährige Rheinische Missionsarbeit 1828—1903		brosch. 0,50	„
p.	Auf Missionspfaden I (Tole)		geb. 1,—	„
q.	„ „ II (Ein frühvollendetes Missionarsleben)		geb. 1,—	„
r.	Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand III, IV		0,20	„
s.	Paul. Die Mission in Deutsch-S.-W.-Afrika		1,50	„
t.	Balke. Vom lieben Gottesfrieden		0,50	„
u.	Altes und Neues aus dem heimatlichen Missionsleben		1,—	„
v.	Aus der Lebensarbeit des Dr. Aug. Schreiber		0,25	

Mentawaier in der Sikakapstraße.